the university of

hbl, stx
DC 231.M3
v. 1
Jungen Feldjagers Zeitgenosse in p
3 9153 00523516 5

DC/231/M3/v.1

# Der
# junge Feldjäger
## in
## französischen und englischen Diensten.

Eingeführt durch
J. W. von Göthe.

[redacted]

Des
jungen Feldjägers
# Zeitgenosse
in
preußischen, französischen, englischen
und sardinischen Diensten.

---

Nach dessen Tagebuche
erzählt
vom
## Feldjäger
und
eingeführt
durch
## J. W. von Göthe.

---

Erstes Bändchen.

---

Braunschweig:
Im Verlags-Comtoir.

1831.

DC
231
M3
v.1

# Erstes Kapitel.

Mein Geburtsort. — Kinderjahre. — Neigung zum Spiel. — Eingriff in die meinem Vater anvertraute Casse. — Die bevorstehende Revision der Casse bewegt mich zur Flucht aus dem väterlichen Hause.

In einem dem alten ehrwürdigen Harzgebirge nahe gelegenen Städtchen, dessen Bewohner fast nur aus zwei Ständen zusammengesetzt waren, nämlich aus Handwerkern und aus Honoratioren, erblickte ich das Licht der Welt. Meine Eltern rechneten sich zu der an Zahl fast überwiegenden Classe der Letztern, weil mein Vater eine Unterbeamten-Stelle bekleidete, auf welche Ehre er sich sehr viel einbildete, obgleich er von den über ihn stehenden Beamten nicht selten mit einiger Geringschätzung behandelt wurde.

Meine Kinderjahre verflossen ruhig im väterlichen Hause unter der sorgfältigen Wartung und Pflege meiner theuern Eltern, und, wie so viele Menschen, muß auch ich jene Zeit für die glücklichste meines Lebens halten. Die Schule oder das sogenannte Lyceum besuchte ich von meinem 6ten Jahre an, und mein Vater, in der Hoffnung, er werde die Freude haben, aus mir einen tüchtigen Mann zu ziehen, wendete so viel auf meine Erziehung, als ihm nur seine Vermögens- und Standesverhältnisse erlaubten. Mein Gedächtniß war gut, ich faßte schnell und erwarb mir mancherlei Kenntnisse, aber fast schien es, als wenn mit diesem Zuwachs auch mein mir angeborner Leichtsinn wüchse. Die Jugend unseres kleinen Städtchens war allerdings den Versuchungen, die ihr in größeren Städten drohen, nicht ausgesetzt, dennoch aber fand ich nur zu bald Gelegenheit, mit einem Laster bekannt, ja vertraut zu werden, das, allen Verboten zum Trotz, so viele Menschen um Vermögen, Ehre und Leben gebracht hat.

Schon in meinem 11ten Jahre kannte ich nicht nur alle in meiner Vaterstadt gebräuchlichen Gesellschafts-Spiele, sondern ich war auch in die Geheim-

nisse der so verderblichen Hasard-Spiele eingeweiht, und ich ergab mich diesem gefährlichen Zeitvertreib mit einem in solchem Alter zum Glück seltenen Eifer. Fast jeden Abend erschien ich und noch einige meiner Schulfreunde in dem Hause eines jungen Menschen von unserem Alter, der reicher als wir war und unter weniger strenger Aufsicht stand, wodurch wir die beßte Gelegenheit erhielten, unter dem Vorwand, daß wir unsere Schularbeiten zusammen wiederholten, ungestört unserer Lieblingsneigung, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, zu fröhnen.

Bei diesem täglichen Spiel war es ganz natürlich, daß mir das Glück nicht immer hold blieb; ich verlor und gerieth oft in große Geldverlegenheit, aus der ich mich jedoch anfangs leicht zu ziehen wußte; denn mir, dem einzigen Söhnchen, das die Mutter nur zu zärtlich liebte, kostete es wenig Mühe, ihr durch Schmeicheleien unter allerlei Vorwänden die kleinen Summen abzulocken, deren ich zur Tilgung meiner Spielschulden bedurfte. Mein Vater liebte mich zwar nicht weniger als meine Mutter, aber er würde diese zu große Güte, wenn sie ihm bekannt geworden wäre, gewiß nicht gebilligt haben, denn er

war verständig genug, um eine solche Verschwendung ungerügt hingehen zu lassen, aber meine Mutter war zu kurzsichtig, um den wahren Grund meiner Ausgaben zu entdecken und zu sehr für mich eingenommen, um etwas Böses zu ahnen.

Die Zeit, in der wir lebten, war reichhaltig an wichtigen Ereignissen; der Staatenbau von Europa schien in seinen Grundfesten erschüttert und selbst bis in unser kleines Städtchen drang die Kunde der großen Begebenheiten. Deutlich entsinn ich mich, wie Frankreich, das damals als Freistaat blühte, lebhaft gepriesen wurde, und mancher friedliche Bürger ließ in der Begeisterung, in welche ihn das kräftige Doppelbier versetzte, auch seinerseits die Freiheit und Gleichheit der Franzosen leben, aber dabei blieb es auch; wenn am andern Morgen der Rausch ausgeschlafen war, waren auch die Freiheits-Träume verschwunden und alles blieb in seinem Geleise, bis sich die Köpfe Abends auf der Bierbank von neuem erhitzten. Es herrschte in jener Zeit ein reges Leben in meiner Vaterstadt, mehrere nicht unbedeutende Handlungshäuser zeichneten sich durch ihre Geschäftsthätigkeit aus, und außerdem gewährte ein vortreffli-

ches Salzwerk einen ausgedehnten einträglichen Nahrungszweig. Von allen Seiten strömten Fremde herbei, Frachtfuhrleute, die vorzüglich Salz abholten und damals, wo die Fracht noch besser lohnte, viel Geld verzehrten, Reisediener, die zwar noch nicht so bepackt waren, wie man sie jetzt auf den Tabacksdosen abgebildet sieht, aber doch damals schon dem Handel treibenden wie dem nicht Handel treibenden Publikum beschwerlich fielen.

Mein sträflicher Leichtsinn nahm indessen eher zu als ab, mit jedem Jahre bemeisterte sich der verderbliche Hang zum Spiele meiner immer mehr, die Zuschüsse der gütigen Mutter reichten zur Befriedigung meiner Bedürfnisse nicht mehr hin, und ich unterlag der Versuchung.

Meinem Vater war als einen Theil seiner Dienstgeschäfte die Verwaltung einer nicht unbedeutenden Casse übertragen, und seiner Pflicht getreu, würde er auch in der äußersten Noth nie einen Heller von den ihm anvertrauten Summen zu seinen eigenen Ausgaben verwendet haben, obgleich sie ihm noch nie gestürzt worden war. Eines Tages, als meine Spielschulden zu einer für meine Verhältnisse drückenden Höhe an-

gelaufen waren, sank ich so tief, daß ich meine Hände nach dem meinem Vater anvertrautem fremden Gute ausstreckte. Der glückliche Erfolg des ersten Schrittes verführte mich bald zu der Wiederholung der gewissenlosen That, und da ich mich immer mit einer Kleinigkeit begnügte, so hatte ich nicht so leicht eine Entdeckung zu fürchten. Allmählig wurden meine Bedürfnisse bedeutender und endlich entwendete ich eine so große Summe, daß mein Vater bei dem ersten Blick in seine Casse den Diebstahl bemerkt haben würde, wenn mich das Glück nicht noch einige Zeit begünstigt hätte. Es wurde nämlich in der Regel diese Casse nur vierteljährlich geöffnet, um Zahlungen aus ihr zu leisten, und überdies war ich listig genug, um jeden Verdacht von mir zu entfernen und den Schlüssel wußte ich so vorsichtig zu entwenden und wieder an seinen Ort zu legen, daß mein Vater niemals Verdacht schöpfen konnte. Endlich aber war das Maaß meiner Schuld voll und ein Zufall drohte mein Vergehen an den Tag zu bringen; es hatten sich nämlich mehrere Einnehmer meines Vaterlandes straffällige Eingriffe in die ihnen anvertrauten Cassen erlaubt, wodurch unser Landesherr bewogen wurde, eine strenge Untersu-

chung anzuordnen und alle Cassen des ganzen Ländchens, von der größten bis zu der kleinsten, revidiren zu lassen.

Mein Vater wurde durch einen seiner Freunde aus der Residenz von der ihm bevorstehenden Untersuchung benachrichtigt und der Briefträger brachte diesen Brief eben als wir unser Mittagsmahl verzehrten. Schon bei der Erscheinung dieses Mannes ergriff mich ein unheimliches, banges Gefühl, das sich bald nur zu sehr bestätigte, als mein Vater uns ungesäumt den Inhalt des Briefes mittheilte. Welcher Donnerschlag für mich. Es schien mir, als könnte jedermann meine Schuld auf meinem Gesichte lesen, und wirklich bemerkte auch meine Mutter, daß ich plötzlich erblaßte und erröthete. Ohne im mindesten die wahre Ursache meiner Bestürzung zu vermuthen, fragte sie mich, ängstlich für meine Gesundheit besorgt, was mir fehle und ob ich mich unwohl fühle. Ich schützte ein heftiges Kopfweh vor, entfernte mich aus dem Wohnzimmer und begab mich in meine Kammer, wo ich mit Thränen meinen Lebenswandel durchdachte und mir die bittersten Vorwürfe über meine leichtsinnigen, lasterhaften Handlungen machte.

Eine entsetzliche Unruhe bemächtigte sich meiner; so oft die Thüre der Wohnstube geöffnet wurde, was ich in meiner Kammer deutlich hören konnte, glaubte ich, mein Vater würde in seine Arbeitsstube gehen und den Bestand seiner Casse untersuchen. Plötzlich vernahm ich seine Tritte, er öffnete die Thür meiner Kammer und sagte freundlich: „Wenn Du nicht recht wohl bist, mein Sohn, so wollen wir lieber ein wenig zusammen spazieren gehen, ich war zwar willens, meine Casse heute Nachmittag zu ordnen, aber es hat Zeit bis morgen, denn meine Gelder und meine Rechnungen sind in Ordnung, folglich wäre es nicht einmal nöthig, indessen besser ist besser." Verstört und von der größten Furcht gepeinigt, folgte ich meinem Vater, der mit mir die Stadt verließ und mir vorschlug, eine der benachbarten Höhen, auf deren Gipfel die Ruinen einer alten Burg lagen, zu ersteigen.

Die Umgegend meiner Vaterstadt ist reich an geschichtlichen Erinnerungen und Sagen, an denen sich meine jugendliche Phantasie so oft ergötzt hatte. Von dem nahen Schlachtberge aus sahe ich im Geist das Bauernheer unter Thomas Münzers Anführung ge-

gen die Ritterschaft kämpfen und unterliegen; in der Stadt selbst rief das, seitdem ein Raub der Flammen gewordene, Haus, in welchem Münzer nach dem Verluste der Schlacht gefangen saß, mir das Bild dieses merkwürdigen Mannes deutlich zurück, und der Besuch der alten Ritterburgen, an deren Trümmern sich so manche Sage knüpfte, die noch auf viele Geschlechter fort erben wird, gewährte mir jeder Zeit das größte Vergnügen. Heute aber schlich ich stumm und in mich gekehrt neben meinem Vater her, bis dieser endlich unser Schweigen brach und fragte, ob mein Kopfweh noch nicht vorüber wäre; kaum war ich im Stande auf seine wiederholten Fragen ein ängstliches „Nein" zu entgegnen. Um mich aufzuheitern, erzählte er mir mehrere alte Sagen von den Ritterburgen und ihren Bewohnern, wie sie von Kopf bis zum Fuß gepanzert auf ihren Streitrossen den Berg herabgezogen waren, bald um dem Unterdrückten mit kräftiger Faust zu seinem Recht zu verhelfen, bald aber auch, um als Wegelagerer dem wehrlosen Kaufmann Hab und Gut abzunehmen. Er fügte hinzu, wie er als Knabe auf einer dieser alten Burgen ein großes Geldstück gefunden und in der Hoffnung, ei-

nen ganzen Schatz zu entdecken, eifrig aber vergebens nachgegraben habe. Doch alle dirse Erzählungen, die, wie mein Vater wohl wußte, zu jeder andern Zeit mir großes Vergnügen gewährt haben würden, machten jetzt nicht den geringsten Eindruck auf mich; denn die beraubte Casse stand fortwährend vor meinen Augen, und ich bemühte mich, irgend einen Plan auszusinnen, wie ich mich vor der mir drohenden Gefahr erretten könnte. Ich war so sehr mit diesem Gedanken beschäftigt, daß ich meinem Vater auf seine wiederholten Fragen ganz unpassende Antworten gab, wodurch er aufmerksamer auf mich wurde, und endlich zu mir sagte: „Was ist denn nur mit Dir, Du kömmst mir ganz sonderbar vor, entweder bist Du ernstlich krank, oder es ist Dir sonst etwas zugestoßen.“ Als ich ihm erwiederte, daß ich mich allerdings nicht wohl befände, wurde er besorgt, eilte mit mir auf dem nächsten Wege unserer Wohnung zu und befahl, so wie wir angekommen waren, einen Arzt herbei zu rufen und mich zu Bette zu bringen. Trotz dem, daß ich betheuerte, daß mein Uebelbefinden nicht von Bedeutung wäre, daß ich keines Arztes bedürfe und morgen gewiß wieder gesund

sein würde, mußte ich mich dem Willen meines Vaters fügen.

Kurz darauf erschien der Arzt wirklich, befragte mich, untersuchte meinen Puls, schüttelte den Kopf und meinte, es sei ein Fieber im Anzuge, dem vorgebeugt werden müßte. Der gute Mann mochte sich auch wohl nicht getäuscht haben; denn die Angst, die sich seit heute Mittag meiner bemächtigt hatte, trieb mein Blut so rasch durch die Adern, daß mein Puls wohl fieberhaft schlagen mochte. Obgleich ich durchaus kein Freund von Arzneimitteln war, so sahe ich mich doch genöthigt, die halb freiwillig, halb gezwungen übernommene Rolle des Kranken fort zu spielen, um meine Eltern in der zur Ausführung des von mir erdachten Planes nöthigen Täuschung zu erhalten.

Um der mir drohenden Schande und Bestrafung zu entgehen, hatte ich beschlossen, noch in dieser Nacht aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, und mit Hülfe des meinem Vater entwendeten Geldes, von dem noch ein bedeutender Theil in meinen Händen war, mein Glück in der Welt zu versuchen.

Gegen Abend, als mein Vater mit meiner Mut-

ter an meinem Bette saßen und wechselsweise nach meinem Befinden fragten, kam einer meiner Schulfreunde, der von meiner plötzlichen Krankheit gehört hatte, um mich zu besuchen; er gehörte übrigens nicht zu jenen lockern Gesellen, die mich in die Geheimnisse des Spiels eingeweiht und gemeinsam mit mir diesem Laster gefröhnt hatten. Als er eintrat, entfernten sich meine Eltern mit den herzlichsten Wünschen für meine Besserung, besonders meine Mutter suchte mich auf alle Art zu trösten und sagte im Weggehen: „Morgen früh, wenn Gott will, mein lieber Sohn, sehe ich Dich gewiß heiterer und wohler wieder.“ Für mich verlornen Sohn aber gab es keinen Trost, alle meine Gedanken beschäftigten sich mit meinem Vergehen und mit meiner Zukunft, so daß auch mein Freund meine Zerstreuung und Verwirrung bald bemerkte; denn auf die meisten seiner Fragen blieb ich ihm die Antworten schuldig. Um mich dieses Besuchs zu entledigen, der mir zu jeder andern Zeit gewiß angenehm gewesen wäre, jetzt aber höchst lästig war, weil ich fürchtete, jedermann könnte meine Vergehungen auf meiner Stirne lesen und aus meiner Verwirrung errathen, schützte ich

große Schläfrigkeit vor, und zur Bestätigung dieses Vorgebens stellte ich mich schlafend, wodurch ich auch zugleich den aufgeregten Zustand meines Innern verbergen konnte. Nach kurzer Zeit wurde er des ewigen Fragens und Ermunterns müde, vielleicht wollte er mir auch die erquickende Ruhe gönnen, er ergriff meine Hand, drückte sie freundschaftlich und wünschte mir eine gute, ruhige Nacht. Die Thränen, welche meinen Augen entflossen, mochte er nicht bemerkt haben, noch weniger konnte er den schmerzlichen Wunsch, daß ich doch auch noch eben so gut und rechtlich als er sein möchte, errathen; nachdem er mir an der Thüre nochmals gute Nacht gewünscht und mich morgen bei guter Zeit wieder zu besuchen versprochen hatte, ging er unbefangen von mir weg.

Ich hörte, wie er meinen um mich besorgten Eltern eine gute Nacht wünschte und hinzufügte, er sei überzeugt, daß meine ganze Krankheit morgen schon vorüber sein werde, denn der Schlaf, der mich jetzt schon überfallen hätte, würde mich gewiß am beßten stärken. Einige Minuten später vernahm ich leise Tritte, die Thür meiner Kammer öffnete sich und meine Mutter trat herein; vorsichtig näherte sie sich

meinem Lager und bog sich besorgt über mich hin, aber ich schloß meine Augen fest, so daß sie mich für entschlafen hielt. „Ja, der Schlaf wird ihn schon stärken und morgen wird er wieder wohl sein.“ Sie entfernte sich eben so leise und vorsichtig, als sie gekommen war, ich lauschte noch einige Zeit, und als ich mich überzeugt hatte, daß alle Bewohner des Hauses eingeschlafen waren und ich nichts, als das einförmige Tiktak einer vielleicht seit 50 Jahren nicht verrückten Wanduhr hörte, fing ich an, mich, meinem Plane gemäß, zur Flucht zu rüsten. Ob ich gleich schon seit Mittag diesen Entschluß gefaßt hatte, so hatte ich doch noch nicht überlegt, wohin ich eigentlich fliehen wollte; es war mir nur darum zu thun, aus der Nähe meines Vaters und aus dem Bereiche meiner Vaterstadt zu kommen; denn ich kannte die gerechte Strenge meines Vaters in einem solchen Falle nur zu wohl und wußte auch, daß die streng richtenden Bewohner unseres Städtchens mir niemals einen solchen Streich vergessen oder vergeben würden. Jetzt aber, da ich meinen Vorsatz wirklich ausführen wollte, fragte ich mich ganz natürlich, wohin willst du?

Ich sann und sann, wollte bald dahin, bald dorthin, ohne mich zu etwas entscheiden zu können, bis ich endlich meinte, das würde sich schon noch finden. Ich hatte auch wirklich keine Zeit mehr zu verlieren; denn Mitternacht war schon vorüber, ich stieg rasch aus dem Bette, kleidete mich vollständig an und nahm das noch vorräthige Geld, das aus einigen 40 Thalern bestand, zu mir. Je näher ich der Ausführung meines Vorhabens stand, je unschlüssiger wurde ich, ich hörte die Schläge meines heftig klopfenden Herzens deutlich, mein besseres Ich rieth mir zu bleiben, mein Vergehen dem Vater aufrichtig zu entdecken und mich reuig dem zu unterwerfen, was er über mich verhängen werde. Aber mein feindseliger Dämon sprach fortwährend zu mir: Nur die Flucht kann dich vor der Schande retten, und ich folgte dieser verführerischen Stimme und betrat einen Pfad, auf welchem schwere Strafen meiner warteten.

Das Haus meines Vaters lag in einer der Hauptstraßen der Stadt, die Hintergebäude und der Hofraum stießen an die früher zum Schutz dienenden, jetzt aber ganz verfallenen Stadtmauern, und in diesen befand sich ein kleines Pförtchen, das vor die Stadt

führte und nie verschlossen, sondern nur von Innen verriegelt war. Ich öffnete mein Kammerfenster und ließ mich auf einem dicht darunter befindlichen mit Stroh bedeckten Schuppen herab, unter welchem unser Hofhund lag, der bei dem Geräusche, das ich verursachte, zu knurren anfing. Durch einige ihm leise zugerufene Worte besänftigte ich ihn bald, er verließ gähnend sein Lager, sprang, mit dem Schwanze wedelnd, nach mir zu und schien über den unerwarteten Besuch sehr erfreut. Ich streichelte den guten Caro, zu welchem ich eine besondere Neigung hatte, weil er mich in meiner frühesten Jugend, als ich in eine voller Flüssigkeit befindliche Grube gestürzt war, gerettet hatte. Mit Thränen des Schmerzes in den Augen umarmte ich das treue Thier und dachte bei mir selbst, wie viel besser bist du doch als ich, du lebst ruhig und zufrieden, weil du deine Pflicht erfüllst; ich aber habe die theuersten Pflichten verletzt und muß nun zur Strafe aus dem elterlichen Hause flüchtig werden und unstät umher wandern. — Noch einmal blickte ich nach dem offen stehenden Fenster meines Kämmerchens, nach dem Fenster der Stube, in welcher meine Eltern ruhten, dann drückte ich mei-

nen Hut tief in das Gesicht, rief mit leiser Stimme: „lebt wohl!“ schlich mich vorsichtig nach dem Pförtchen und stürzte rasch hinaus in das freie Feld.

Fast besinnungslos rannte ich vorwärts über Felder, Hecken und Gräben, ohne selbst zu wissen, welche Richtung ich eingeschlagen hatte. Nach einer halben Stunde etwa, als meine Besinnung wenigstens zum Theil zurückkehrte, blickte ich um mich und da ich Hunde bellen und Hähne krähen hörte, so schloß ich daraus, daß ich mich in der Nähe eines Dorfes befinden müßte und folglich bald auf irgend eine gebahnte Straße zu gelangen hoffen durfte. Nachdem ich noch einige hundert Schritte auf dem freien Felde fortgelaufen war, erreichte ich wirklich eine Heerstraße, und bald erkannte ich, daß mich meine gedankenlose Flucht auf die nach der damaligen freien Reichsstadt Nordhausen führende Straße geleitet hatte.

Ich entschloß mich, dem einmal eingeschlagenen Weg zu folgen und schritt wacker darauf los; denn mit jedem Schritte wuchs mein Muth, und ich beschloß, dem Schicksale keck entgegen zu treten, was es auch über mich verhängen möge. Meiner Rechnung

nach, konnte ich, wenn ich so fort eilte, die Stadt bei guter Zeit erreichen, nur fürchtete ich, daß man mir nachsetzen, oder daß ich auf der Straße bekannten Personen begegnen möchte, aber zu meinem Glücke oder Unglücke geschah keines von beiden und nur ganz fremde Gesichter erblickte ich auf derselben.

# Zweites Kapitel.

Ankunft in Nordhausen. — Unheilbringende Bekanntschaft im Wirthshause. — Hoffnung auf eine Hauslehrerstelle in Magdeburg. — Abreise dahin in Gesellschaft eines Unbekannten. — Ankunft in Magdeburg. — Schreckliche Täuschung.

Ohne sonstige Abentheuer und Gefahren erreichte ich Nordhausens Thore, rasch durchschritt ich die Straßen und eilte nach dem abgelegensten Theile der Stadt, wo ich in einem der erbärmlichsten Wirthshäuser einkehrte. Zwar hatte ich oft von meinem Vater gehört, daß die schlechtesten Gasthöfe auch die theuersten wären, aber da mir vor allem daran lag, verborgen zu bleiben, so mußte ich einen Ort aufsuchen, an welchem ich keine Menschen, die mich im Hause mei-

nes Vaters gesehen hatten, zu treffen fürchten konnte. Die Wirthin, eine sehr dicke Frau mit einem freundlichen Gesichte, bewillkommnete mich sehr freundlich und erkundigte sich, wo ich schon so früh herkäme; sie fragte ferner, wo ich her sei und ob ich etwas zu genießen wünschte. Allerdings empfand ich im Augenblicke weder Hunger noch Durst, aber doch ließ ich mir ein Glas Bier nebst etwas Brot und Schinken geben, womit ich mich in den entferntesten Winkel der eben nicht einladenden Stube zurückzog; denn ich war Willens, gleich nach eingenommenem Frühstück meinen Stab weiter zu setzen. Das Bier war gut und erfrischte mich gar sehr, mein Magen begnügte sich mit der kleinen Portion keineswegs, ich sahe mich deshalb genöthigt, ein zweites Frühstück zu fordern, das von der bereitwilligen und immer gesprächiger werdenden Wirthin auf der Stelle herbeigeschafft wurde, ein zweites Glas Bier folgte darauf, und nach diesem reichlichen Mahle überfiel mich der Schlaf, was nach einem solchen nächtlichen Marsche sehr natürlich war, mit solcher Gewalt, daß ich nicht im Stande war, ihm zu widerstehen. Ich beschloß deshalb, meinem doch etwas erschöpften Körper einige Ruhe zu gön-

nen, um dann mit frischer Kraft meine Reise fortsetzen zu können, und legte mich auf eine hinter dem Ofen befindliche Bank.

Anfangs quälte mich der Gedanke, was wohl aus mir werden würde, bald aber versetzte mich das genossene starke, ungewohnte Bier und die angenehme Ofenwärme in eine sehr behagliche Stimmung, worauf ich sanft entschlief. Nach geraumer Zeit, ich hatte bis nach 2 Uhr geschlafen, weckte mich ein Geräusch aus meinen süßen Träumen. Noch schlaftrunken, besann ich mich, wo ich wäre und lauschte, was in meiner Nähe vorginge, und je mehr ich mich ermunterte, desto deutlicher hörte ich, daß vom Kartenspielen die Rede war, und daß man fleißig mit Geld klimperte. Während meines langen Schlafes hatten sich mehrere Spieltische in der Wirthsstube gebildet und es ging unter den Spielenden ziemlich laut her.

Wie mit Zauberkraft wirkten diese Töne auf mich, gerne wäre ich aufgesprungen und hätte mich ohne Umstände der nobelen Gesellschaft angeschlossen, um meine alte Lieblings-Neigung zu befriedigen, aber die Furcht vor einer möglichen Entdeckung bewog mich, erst vorsichtig zu lauschen, ob sich keine

mir bekannte Stimme unter den anwesenden Gästen hören ließe. Als ich nach einiger Zeit keinen bekannten Ton vernommen hatte, reckte ich meinen Kopf, so weit es ohne bemerkt zu werden anging, aus meinem Schlupfwinkel hervor und sahe mich in der Stube um. Zu meiner großen Beruhigung erblickte ich lauter fremde Gesichter, mitten in der Stube lagen zwei große Hunde, sogenannte Doppelnasen, die von denen abzustammen schienen, welche bei der Eroberung von Amerika mit thätig gewesen waren, und an zwei Tischen saßen acht Männer, die jedoch nur für ihr Spiel Augen und Ohren hatten. Nicht selten erhob sich unter ihnen ein lauter Wortwechsel und Streit, und ich erkannte an ihrer Mundart, daß nicht alle aus der hiesigen Gegend gebürtig waren. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die sämmtlichen Gäste aus mir unbekannten Personen bestanden, erhob ich mich ohne Furcht von meinem Lager und näherte mich einem der Spieltische, um wenigstens mit den Augen an diesem meinem Lieblings-Zeitvertreib Theil zu nehmen.

Man spielte ein auch in meiner Vaterstadt sehr bekanntes Spiel, das ich nur zu oft selbst gespielt, und in welchem ich manchen schönen Thaler Geld

verloren hatte. Während ich neben dem einen Tische stand und den Gang des Spiels eifrig beobachtete, fielen meine Augen plötzlich auf einen Mann, der, ohne von mir bemerkt worden zu sein, zur Thüre hereingekommen war und mich schon einige Zeit mit seinen Blicken gemessen zu haben schien. Sein Aeußeres verrieth einen Mann, der schon manchen Kampf in der Welt bestanden haben mochte; sein Gesicht war tief gefurcht und ein starker Schnautzbart gab ihm ein sehr martialisches Ansehen. Mehrere Mal, wenn sich die Spieler stritten, nickte und winkte er mir zu, um mir seinen Beifall oder sein Mißfallen zu erkennen zu geben und schien zu erwarten, daß ich nun meine Meinung gegen ihn aussprechen möchte. Endlich näherte er sich mir und fragte mich, ob ich kein Freund vom Spiel sei, und als ich diese Frage bejahte, lud er mich höflich ein, eine Parthie Piket mit ihm zu spielen, ich war nicht abgeneigt, setzte mich mit ihm nieder und wir fingen an zu spielen.

Der Mann stellte sich entweder absichtlich so unerfahren oder er war es wirklich, kurz, ich trug fast jedes Mal den Sieg davon und gewann ihm in

kurzer Zeit einige Thaler ab, obgleich wir eben nicht sehr hoch spielten. Er wurde zuweilen unwillig, beklagte sich, daß er heute viel Unglück im Spiel habe, was sonst nicht der Fall sei, doch blieb er immer in den Schranken des Anstandes und bediente sich keineswegs solcher rohen Ausdrücke, wie die Gesellen, die uns zur Seite saßen.

Endlich erinnerte mich mein Magen, daß ich das Mittagsessen verschlafen und den ganzen Nachmittag mit Spielen zugebracht hatte, und da mein Gegner sich nicht undeutlich merken ließ, daß er eben keine besondere Lust hätte, das Spiel fortzusetzen; so bat ich ihn, er möchte mir erlauben, ihn auf einige Zeit zu verlassen, damit ich etwas zu mir nehmen könnte, weil ich seit diesen Morgen, außer etwas Brot und Schinken, nichts genossen hätte. „Da geht es Ihnen ja gerade wie mir," entgegnete er, „auch ich bin seit heute früh, ohne etwas genossen zu haben, herum marschirt, und es wird also wohl das Beste sein, wenn wir das Versäumte zusammen nachholen." Ich konnte es ihm nicht abschlagen und wir setzten uns sogleich zu Tisch, worauf die Wirthin gegen mein Erwarten sehr wohlschmeckende und zugleich sehr nahrhafte Spei-

sen auftrug. Mein Tischgenosse forderte eine Flasche Wein und zwei Gläser, und schenkte mir fleißig von diesem mir ungewohnten Getränke ein, das ich mir auch sehr wohl schmecken ließ.

Während unserer Mahlzeit bemerkte ich sehr deutlich, daß mein Gesellschafter mancherlei Kunstgriffe anwendete, um einige Auskunft über den eigentlichen Zweck meines Hierseins und über meine sonstigen Verhältnisse zu erhalten; ich war jedoch vorsichtig genug, um ihn blos unbestimmt und ausweichend zu antworten, bis er durch fleißigeres Einschenken aus einer zweiten Flasche Wein, die er ebenfalls hatte bringen lassen, mich redselig machte. Ich fing an zu plaudern, und bald hatte der listige, gewandte Mann sich mein Vertrauen so sehr erworben, daß ich ihm, mit Ausnahme einiger Umstände, alle meine Geheimnisse offenbarte und ihm überhaupt alles beantwortete, was er wissen wollte. Gegen das Ende unserer Mahlzeit fütterte er die beiden großen Hunde, die sein Eigenthum waren, mit den Ueberbleibseln unseres Mahles; diese Thiere schienen sich auch mit mir bekannt machen zu wollen, denn sie berochen mich von allen Seiten, beobachteten alle meine

Geberden und folgten mir auf jedem Schritte, den ich zufällig that, was mir allerdings endlich auffiel, aber doch keinen Verdacht bei mir erregte, weil ich ihren Besitzer für einen grundehrlichen, herzensguten Mann hielt.

Es war jetzt schon spät, der Wein hatte mich heiter gestimmt, es erschienen noch mehrere Gäste und bald hatte ich den frühern Gedanken, heute doch noch weiter ziehen zu wollen, gänzlich aufgegeben, besonders als mein neuer Freund, der sogar das Abendessen für mich bezahlt hatte, mich zu einem zweiten Spielchen einlud. Er hatte mich bis jetzt so freundlich behandelt, und ich hatte überdies schon einige Thaler von ihm gewonnen, weshalb ich mich doppelt verpflichtet glaubte, seiner Einladung folgen zu müssen. Wir spielten einige Stunden mit abwechselndem Glück; die Stube wurde allmählig leerer, und endlich hatten sich alle Gäste entfernt, bis auf die wenigen Fremden, die in dem Wirthshause logirten. Als auch diese sich zur Ruhe begeben hatten und die Wirthin allein in einem Nebenstübchen saß und nickte, benutzte mein neuer Freund die vertrauliche Stille und sagte zu mir: „Was Sie mir von Ihren

Schicksalen vorhin mitgetheilt haben, hat bei mir lebhafte Theilnahme erregt; gern möchte ich Ihnen zu Ihrem weitern Fortkommen behülflich sein, und darum wünschte ich wohl zu wissen, was für eine Laufbahn Sie nun einzuschlagen gedenken." Da ich selbst noch keinen festen Plan gefaßt hatte, so war ich nicht im Stande, diese Frage zu beantworten, worauf er abermals begann: „Sie schweigen, und aus Ihrem Schweigen glaube ich schließen zu dürfen, daß Sie über Ihre künftige Bestimmung noch zu keinem Entschluß gelangt sind; wenn ich mich in dieser Vermuthung nicht geirrt habe, so möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen, dessen Annahme Ihnen wenigstens vor der Hand ein sicheres anständiges Auskommen gewähren würde."

Diese zuvorkommende Theilnahme rührte mich innig; Thränen der Dankbarkeit entquollen meinen Augen und es ergriff mich lebhaft, daß ein fremder Mensch so thätigen Antheil an meiner Zukunft nahm, die mir jetzt, nachdem der Rausch verflogen und ich ruhiger geworden war, in einem sehr ungewissen, trüben Lichte erschien. Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären und fügte die Versicherung hinzu, daß

ich seinen Vorschlag, wenn er nur einigermaßen annehmlich wäre, mit dem größten Vergnügen annehmen und ihm lebenslänglich dankbar dafür sein würde. „So hören Sie denn," sagte er, „ein gewisser Major D. in Magdeburg, einer meiner Freunde, sucht einen Hauslehrer für seine Kinder und hat sich deshalb an mich gewendet; der mit dieser Stelle verbundene Gehalt ist freilich gering, aber Sie können in jenem Hause auf eine sehr freundliche Behandlung rechnen, und da Sie jetzt einmal ohne alle Aussicht in die Welt geworfen sind, so dächte ich, diese Stelle, die ich Ihnen verschaffen kann, wäre doch besser, als gar keine. Wenn Sie sonst wollen, können Sie die vielen Freistunden, die Ihnen dort übrig bleiben, zu Ihrer weitern Ausbildung benutzen, und so noch immer ein sehr brauchbarer Mensch werden. Der Major könnte in Magdeburg genug Lehrer bekommen, wenn er nur wollte, aber er besteht einmal auf einen Auswärtigen."

In meiner jugendlichen Unerfahrenheit zweifelte ich nicht im mindesten an der Wahrheit dieser Versicherung, und gleich einem Ertrinkenden, der nach einem Strohhalm hascht, wenn er ihm Rettung ver-

spricht, ergriff ich freudig die sich mir so unerwartet darbietende Gelegenheit und erklärte mich zur Annahme dieser Stelle bereit. Ich wünschte meinem Retter eine gute Nacht und begab mich, froh wie ein König, zu Bette; aber die freudige Bewegung in meinem Innern ließ mich lange nicht einschlafen, ich machte die schönsten Pläne für die Zukunft, ich sah mich schon im Geiste als Lehrer mehrerer lieblichen Kinder, die unter meiner Leitung täglich an Kenntnissen zu nähmen, ich entsagte dem mir so gefährlichen Spiel auf immer und beschloß, meine Freistunden nur zu den nützlichsten Zwecken zu verwenden, und so umgaukelten mich die schönsten Bilder der Zukunft bis ich endlich sanft entschlief.

Am andern Morgen, als ich mich in die Wirthsstube begab, um meinen neuen Freund zu bitten, mich sobald als möglich nach dem Orte meiner Bestimmung zu senden, schien er mich schon erwartet zu haben; denn er trat mir sogleich mit seinen beiden Hunden entgegen, die mir eben nicht sehr freundlich ihre Zähne zeigten. Ein Wink ihres Herrn beruhigte sie jedoch und sie legten sich nieder, richteten aber ihre Augen unausgesetzt auf mich und beobachte-

ten alle meine Bewegungen. „Nun, Langeschläfer," sagte er, „ich glaubte fast, Sie würden den ganzen Tag verschlafen." Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß es wirklich schon sehr spät war. Ich entschuldigte mich mit meiner Ermüdung in Folge des gestrigen Marsches und fügte hinzu: daß ich der angenehmen Hoffnung lebte, er würde sein Versprechen von gestern Abend heute erfüllen. „Wenn Sie noch Lust haben," entgegnete er, „so unterliegt die Sache keinem Zweifel; den nöthigen Empfehlungsbrief habe ich heute früh schon geschrieben und gebe ihn hiermit in Ihre Hände. Der Zufall scheint übrigens Ihr Vorhaben zu begünstigen; denn ein mir bekannter Mann ist eben im Begriff in die Gegend von Magdeburg zu reisen, will, aus Freundschaft für mich, sich zu einem kleinen Umweg verstehen und Sie bis an Ort und Stelle bringen." Ein Mann, der im Hintergrunde gestanden hatte, trat jetzt näher, er war schon völlig reisefertig und ich beeilte mich nicht wenig, um ohne Aufenthalt mein Ziel zu erreichen.

Nach Verlauf einer halben Stunde brachen wir auf, ich dankte meinem Wohlthäter auf das herzlichste, verließ Nordhausen und schlug die Straße nach

Magdeburg ein. Mein Begleiter schritt stumm neben mir her, beobachtete mich aber, wie ich bald bemerkte, sehr streng; denn wenn ich einkehren wollte, ließ er es nicht zu, und versicherte, er habe von dem Herrn, der mich ihm übergeben habe, den bestimmtesten Auftrag, mich nicht aus den Augen zu lassen und ohne Aufenthalt nach Magdeburg zu bringen. Die Sache kam mir allerdings sonderbar vor, aber da ich in die Rechtlichkeit jenes Mannes bis jetzt nicht den mindesten Zweifel setzte und ihn für meinen Wohlthäter hielt, so glaubte ich, er wünschte, um meines eigenen Vortheils willen, mich so bald als möglich an dem Ort meiner Bestimmung zu sehen, und mit diesem Gedanken beruhigte ich mich vollkommen.

Die Gegend, welche wir durchwanderten, war sehr schön und trug ebenfalls zu meiner Zerstreuung bei; schon gegen Abend überschritten wir die preußischen Grenzen, das Land wurde ebener, und nach einem zwölfstündigen Marsch verkündigte mir mein Begleiter, daß wir in dem vor uns liegenden Dorfe übernachten würden. Ich war vom Herzen froh, daß wir dem Ziele unserer heutigen ermüdenden Wan-

derung nahe waren und betrat freudig die elende Bauernschenke, welche mein Begleiter zu unserem Nachtquartier bestimmt hatte. Er schien mit der Wirthin sehr vertraut zu sein, Beide sprachen lange heimlich mit einander, aber ich verstand von ihren Heimlichkeiten nichts, als die Worte: Magdeburg und noch sehr jung. Jetzt ist es mir freilich unbegreiflich, wie ich damals so verblendet sein und mich von einem so rohen Menschen ohne allen Widerspruch beherrschen und leiten lassen konnte; aber damals stieg auch nicht der mindeste Verdacht in mir auf, ich setzte mich ruhig nieder, löschte meinen Durst mit einem Glase sauren Biers und zündete eine Pfeife Taback an. In der Wirthsstube ließen sich nur wenige Bauern sehen, die dem sauren Bier zusprachen und mein Begleiter war aufmerksam genug, um mich an jedem Gespräch, besonders an einer nähern Mittheilung zu verhindern.

Am Morgen erhob ich mich eben so ermüdet, als ich mich am Abend niedergelegt hatte; denn ein Heer von Insekten aller Art hatte den elenden Zustand meines Lagers noch vermehrt und mich fast die ganze Nacht am Schlafe verhindert; mein Begleiter,

der in derselben Stube geschlafen hatte, beklagte sich ebenfalls über die schlaflose Nacht, aber er, der an ein so schlechtes Lager wohl gewöhnt sein mochte, hatte sich, wie ich später erkannte, aus einer ganz andern Ursache munter erhalten. Wir brachen früh auf, aber es hatte während der Nacht stark geregnet, die Straße war schlüpfrig geworden und bei meiner Ermüdung war ich nicht im Stande, so rasch wie gestern fortzuschreiten, weshalb ich denn auch meinem Gefährten rund heraus erklärte, daß ich genöthigt wäre, in dem nächsten Orte zu bleiben, um mich für die weitere Reise zu stärken; wenn er heute noch weiter zu gehen gedenke, so möge er in Gottes Namen seinen Weg fortsetzen, ich würde mich schon allein nach Magdeburg finden. Diese Erklärung schien ihm nichts weniger als angenehm, er versicherte mir, daß ihm seine Geschäfte einen solchen Aufenthalt nicht gestatteten, und fügte hinzu, wenn ich mich von ihm trennte, würde ich mich großen Unannehmlichkeiten aussetzen, weil ich ja nicht einmal im Besitze eines Passes wäre, kurz, er bot alles auf, um mich zur schleunigen Fortsetzung unserer Reise zu bewegen. Als ich ihm nochmals ernstlich versicherte, daß ich

durchaus nicht im Stande wäre, heute weiter zu gehen, auch wenn ich mich durch mein Verweilen den größten Unannehmlichkeiten aussetzen würde, so gab er endlich meinen Wünschen nach und die nächste Dorfschenke wurde unser zweites Nachtquartier.

Wir fanden hier dieselbe Aufnahme und Bewirthung wie am vorigen Tage, wanderten am andern Morgen frühzeitig bei schönem Wetter und besserem Wege weiter, und nachdem wir viele Dörfer und mehrere Städtchen passirt hatten, erblickten wir endlich die Thürme und Wälle von Magdeburg. Dieser Anblick versetzte mich in die freudigste Stimmung; von den schönsten Hoffnungen erfüllt, glaubte ich schon dem Sturm entronnen und in dem sichern Hafen eingelaufen zu sein, ich malte mir meine Zukunft mit den herrlichsten Farben und sahe mich von meinem künftigen Gebieter, aus Dankbarkeit für die Erziehung seiner Kinder, zu irgend einer kleinen Stelle befördert, die mich reichlich ernährte, ja ich spann meine Träume noch weiter aus, als mein Begleiter mir plötzlich zurief: „Nehmen Sie Sich in Acht!" Ich erwachte aus meinen Träumereien, blickte auf, und es war die höchste Zeit; denn der bis zur Hälfte

niedergelassene Schlagbaum der äußersten Barriere befand sich dicht vor meiner Nase.

Ein baumlanger Soldat, der hier Wache stand, grüßte meinen Begleiter als einen alten Bekannten. Voll Bewunderung betrachtete ich die Festungswerke, durch welche der Weg nach dem Ulrichs-Thore führte, und als wir den eine ganze Strecke fortlaufenden bedeckten Gang, der das eigentliche Thor bildet, durchschritten, ergriff mich ein eigenes Grauen. Die meisten der wachhabenden Soldaten befanden sich eben außerhalb der Wachstube und spatzierten unter dem Thore auf und ab; auch von diesen grüßten mehrere meinen Reisegefährten freundlich und ich hörte deutlich, daß einige, ihm vertraulich zunickend, in die Worte ausbrachen: „Aha, wieder etwas erwischt." Für den Augenblick wußte ich den Sinn dieser Aeußerung nicht zu deuten, aber eine Stunde später war er mir nur zu klar.

Als wir die Stadt betreten hatten, dankte ich meinem treuen Begleiter für die mit mir gehabte Mühe und wollte von ihm Abschied nehmen; aber damit war er keineswegs einverstanden, er erklärte mir, daß ich ihm an den Ort meiner Bestimmung

folgen müßte, und daß es ganz von ihm abhinge, wohin er mich bringen wolle. Eine solche Behandlung war mir noch niemals widerfahren; ich fühlte mich durch seine Reden tief beleidigt und wollte ihm augenblicklich zeigen, daß ich ein freier Mensch wäre und hingehen könnte, wohin ich wollte. Er aber packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich, trotz meiner Klagen und Beschwerden, durch mehrere Straßen, bis wir zu einem großen Hause gelangten, vor welchem eine Schildwache stand. „Ist der Major zu Hause?" fragte er. „So eben ist er herein," erwiederte die Schildwache. „Nun, da komme Er nur mit herauf;" dabei faßte er mich am Arm, und ehe ich mich noch von meinem Schrecken erholen konnte, stand ich im Vorzimmer, wo die daselbst befindliche Ordonnanz, mit Besuchen der Art schon vertraut, ohne Umstände die Thür eines Zimmers öffnete, aus welchem ein rauhes: „Was giebt's!" mir entgegenschallte. Unmittelbar darauf erschien der Major in der Thür, und lud mit einem Wink mich mit meinem Begleiter zum Eintritt ein.

„Bringen Sie etwas," war die erste Frage, die er an meinen Begleiter richtete. Ein Wink von

diesem, der dem Major wohl verständlich sein mochte, diente statt der Antwort. Der Major betrachtete mich von oben bis unten und wollte mich eben anreden, als ich ihm meinen Brief überreichte. Er brach ihn auf, las ihn durch und sagte dann, „er fände meinen Entschluß sehr löblich, von ihm hätte ich nicht das Mindeste zu befürchten, meine dummen Streiche wären allerdings sehr strafbar, aber hier in Magdeburg würde mich Niemand suchen, und wenn ich erst einmal den Soldatenrock anhätte, dann wäre ich vor jeder Bestrafung meiner frühern Vergehen geschützt." „Soldatenrock!" stammelte ich erschrocken und zitternd, in wessen Gewalt steht es denn, mich zum Soldaten zu machen, wenn ich mich nicht freiwillig dazu entschließe, und was für ein Verbrechen habe ich denn begangen, daß ich genöthigt wäre, mich durch den Soldatenrock vor der mir drohenden Strafe zu schützen. „Du hast dem in Nordhausen stehenden Werbeoffizier alle Deine Verhältnisse entdeckt, wie er mir hier schreibt, und er hat Dich blos aus Mitleiden mit Deinen Verirrungen angeworben, um Dich dadurch der gerechten Strafe, die Dich erwartet, zu entziehen. Uebrigens bin ich gar nicht ver-

bunden, mich in weitere Erörterungen mit Dir einzulassen; denn Du bist Soldat und damit Punktum.“ Zu meinem Begleiter gewendet, fügte er hinzu: „Bringen Sie ihn in die Caserne und morgen lassen Sie ihn untersuchen und wenn er tauglich befunden worden, die Montirung anmessen; wenn Du Dich in Deinem neuen Stande gut beträgst, so kannst Du auf meine Gunst rechnen, im entgegengesetzten Falle wird der Stock schon bewirken, was freundliche Behandlung nicht vermag.“

# Drittes Kapitel.

Eintritt und Einkleidung unter das preußische Militair. — Kleidung der damaligen preußischen Truppen. — Ueber das Leben und den Wandel der Besatzung. — Soldatenstreiche. — Der Major überträgt mir wirklich den Unterricht seiner jüngern Kinder. — Bekanntschaft mit der Tochter desselben und Ende der Lehrstunden. — Beförderung zum Unteroffizier. — Streit in einem Wirthshause, der mir unschuldig eine Strafe zuzieht. — Auf Zureden eines Kameraden entschließe ich mich zur Desertion. — Flucht aus Magdeburg.

---

In allen meinen Hoffnungen bitter getäuscht, verließ ich mit meinem Begleiter, den ich hier zum ersten Mal Unteroffizier hatte nennen hören, die Wohnung des Majors und folgte ihm, der, trotz der heftigsten Vorwürfe, mit welchen ich ihn überschüttete, ganz

gleichgültig an meiner Seite hinging und wahrscheinlich schon an diese ohnmächtigen Ausbrüche der Wuth der Schlachtopfer, deren er schon viele hieher geliefert haben mochte, gewöhnt war. Sehr natürlich stieg der Gedanke, mich durch die Flucht zu retten, in mir auf, aber ich erkannte nur zu gut die Unmöglichkeit der Ausführung; denn wenn ich auch für den Augenblick den Händen meines Führers entgangen wäre, so würde ich doch ohne Zweifel bald wieder in seine Gewalt gerathen sein. Die Thore waren geschlossen, ohne scharfe Untersuchung hätte man mich nicht passiren lassen, und wenn es mir ja gelungen wäre, die Stadt zu verlassen, so würde bald der bei jeder Desertion übliche Kanonenschuß die ganze Umgegend zu meiner Verfolgung aufgeboten haben.

Ich ergab mich also in mein Schicksal, und als der erste Sturm der Verzweiflung vorüber war, ging ich geduldig, doch in etwas ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, neben meinem Führer her. Bei unserer Ankunft in der Caserne wurde ich dem wachhabenden Unteroffizier bis auf morgen früh übergeben, und bis dahin sahe ich mich als Gefangenen behandelt; man erlaubte mir zwar,

die zu meinem Unterhalt nöthigen Lebensmittel für mein gutes Geld holen zu lassen, aber wenn ich die Schwelle der Wachstube überschreiten wollte, so trat mir ein wachehaltender Soldat mit bloßem Säbel entgegen und wieß mich ohne Umstände zurück; wenn mich die Befriedigung natürlicher Bedürfnisse zur Entfernung aus der Stube nöthigte, so folgte mir die Wache auf jedem Schritt und ließ mich nie aus den Augen. Ich fluchte, ich weinte, ich betete, aber alles blieb ohne Erfolg, und meine vergeblichen Anstrengungen machten mich nur zum Gelächter der anwesenden Soldaten. „Nur ruhig," riefen einige, „wir haben schon mehr solche Vögel hier gehabt, sie sind aber alle nach und nach zahm geworden, der Unteroffizier-Stock wird Dich schon zur Vernunft bringen." Zum zweiten Mal seit einer Stunde wurde mir diese tröstliche Aussicht auf den Unteroffizier-Stock eröffnet, und ich gestehe, daß dies Wort allerdings einigen Eindruck auf mich machte; ich überdachte meine Lage und überzeugte mich bald, daß mir nichts übrig bliebe, als völlige Ergebung in mein Geschick, daß ich mir noch dazu selbst durch meinen Leichtsinn zugezogen hatte.

Die Nacht verfloß auf eine sehr unangenehme Weise; der entsetzliche Tabacksqualm, der häßliche Geruch und der ewige Lärm der wachhabenden Soldaten verscheuchten den Schlaf von der harten Pritsche, die mir zum Lager diente. Der anbrechende Tag fand mich also schon munter, aber auch so ermüdet und angegriffen, daß ich kaum im Stande war, mich aufrecht zu erhalten. Gegen 8 Uhr erschien ein alter Unteroffizier mit einem kupfrigen Gesicht, kleinen blitzenden Augen und mit einem fürchterlichen Schnurrbart, und fragte nach dem gestern Abend hieher gebrachten Rekruten; als man ihn zu mir wieß, stellte er sich mir so gravitätisch gegenüber, wobei er sich auf sein ziemlich dickes spanisches Rohr stützte, und sah mich so durchdringend an, daß mir der Muth bis in die Knie sank. „Ist Er es, Bursche," fing er endlich an; ich antwortete keine Sylbe; „na, ist Er etwa stumm, da könnten wir Ihn freilich nicht brauchen, aber, fügte er mit einer sehr deutlichen Geberde hinzu, ich hoffe, der Braune da wird Ihm schon die Zunge lösen. Nun Marsch, vorwärts, wir wollen zu dem Staabschirurg, der Ihn untersuchen wird, dann geht es auf die Montirungs-

Kammer, da soll Er ein ganz anderer Kerl werden, und wenn Er erst das Klüftchen auf dem Leibe hat, dann wird sich auch der Starrsinn verlieren."

Ich folgte ohne Widerrede meinem neuen Führer durch mehrere Straßen, bis wir endlich ein großes Haus erreichten, durch dessen, mit einer Schildwache besetztes, Thor viele Soldaten aus und ein gingen. Es war ein Militair-Lazareth, und hier sollte ich dem Chirurgen vorgestellt werden. Ich wurde in ein Zimmer gebracht, das ganz mit Arzneibüchsen, Gläsern, Pflasterschachteln und mancherlei andern medizinischen und chirurgischen Geräthschaften angefüllt war. Der alte, nicht lieblich nach Branntwein duftende Unteroffizier, begrüßte den Chirurgen mit einem guten Morgen und dem schulgerechten Griff an den Hut, und brachte seine auf mich sich beziehende Meldung an. „Sogleich," entgegnete der mit Pflasterstreichen eifrig beschäftigte Chirurg und befahl mir, mich schnell und vollständig zu entkleiden. Dieser Befehl empörte mich innerlich und lange weigerte ich mich, ihn zu erfüllen, aber schon schwebte der Braune über meinen Rücken, ein einziger Druck der Hand meines gestrengen Begleiters hätte mich in unsanfte

Berührung mit diesem gefürchteten Instrumente gebracht, deshalb fing ich, dem Gebot des Chirurgen gehorsam, an, mich allmählich zu entkleiden. Heiße Thränen rollten mir über die Wangen und ich zögerte noch immer, als mich der Chirurg zur Eile antrieb und hinzufügte, es warteten viele Patienten seiner und er könne diese armen Leute um meinetwillen nicht so lange vergebens harren lassen.

Um ihn wenigstens nicht in seinem, so Manchem heilbringenden, Beruf länger aufzuhalten, überwand ich meine Schamhaftigkeit und stand endlich ganz entblößt vor seinen Augen. „Wie alt," fragte er; 17 Jahre, war meine Antwort. „Wahrhaftig, Muskeln und Knochen wie bei einem Kerl von 24 Jahren, gesunde Zähne, eine schöne breite Brust, gut gewachsen, ziemlich groß und Kern gesund." Nachdem er mich noch einige Zeit betrachtet und hie und da betastet hatte, war die Untersuchung vorbei und ich für tauglich zum Dienst erklärt. Sobald ich mich angekleidet hatte, commandirte der Alte Marsch, und wir gingen gerade nach der Montirungs-Kammer, wo ich auch den Major, meinen nunmehrigen Compagnie-Chef, fand.

Da wohl viele von meinen Lesern den damaligen Anzug der preußischen Soldaten, der von ihrer jetzigen Kleidung so sehr verschieden ist, nie mit eigenen Augen gesehen haben, so erlaube ich mir, eine kurze Beschreibuug der Kleidungsstücke, die mir hier von den Capitain d'armes übergeben wurden, mitzutheilen.

Zuerst überreichte man mir eine Art blauen Frack oder eine lange Jacke, die so künstlich und pfiffig gemacht war, daß ich nicht recht einsehen konnte, ob sie gegen die Kälte oder gegen die Wärme Schutz gewähren sollte; das Tuch zu diesem Röckchen war so grob, daß man ohne Mühe alle einzelne Fäden, aus denen es bestand, zählen konnte. Ferner erhielt ich ein Paar kurze weiße Beinkleider von gleicher Feinheit und ein Paar schwarze Kamaschen oder Stiefeletten, ein Stückchen Weste, das mittelst Heft und Schlinge an der Montirung fest geheftet wurde, ein mit Bändern versehenes Stück groben Flanells, das um den Unterleib gewickelt und mittelst der Bänder fest gebunden wurde, einen weiß bordirten Hut, zwei Paar lange wollene Strümpfe, zwei Paar Schuh, noch einige Kleinigkeiten und endlich einen Torniſter.

Nachdem ich mich ganz umgekleidet hatte und wirklich, weil mir alles so ziemlich paßte, nicht übel aussah, nahm ich stillschweigend meine alte Garderobe auf den Arm und wanderte mit meinem Unteroffizier wieder zurück nach der Caserne. Jetzt wurde milder mit mir verfahren, man brachte mich nicht wieder in die Wachstube, sondern der alte Unteroffizier führte mich eine Treppe hoch in eine Stube, in welcher er und noch zwölf andere Soldaten ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Bei meinem Eintritt stellte mich der Alte seinen Stubengenossen vor, befahl mir im strengen Tone, verträglich mit meinen Kameraden zu sein, und mich gut aufzuführen, weil der ehrwürdige Soldatenstand vor allem eine tadellose Aufführung verlange. Am Schluß dieser Rede sagte er: „Den Plunder, den Du da auf dem Arme hast, verkaufe nur auf der Stelle, denn nur ganz zuverlässige Leute haben die Erlaubniß, Civilkleider zu tragen, aber Dir, als Ausländer, wird es nicht einmal gestattet, solche Kleider in der Caserne zu besitzen, geschweige denn zu tragen.“ Auf der Stelle erbot sich einer meiner neuen Kameraden meine Kleider zu verhandeln, freilich, meinte er, gar zu viel

werde er nicht dafür erhalten, doch wolle er thun, was sich thun ließe. Er nahm meinen ganzen Anzug, mit Ausnahme einiger Stücke, die ich zurückbehalten durfte, und entfernte sich damit. Während dessen holte man mich ab, um mich Seiner Majestät dem Könige von Preußen den Eid der Treue leisten zu lassen, worauf ich, wie der alte Unteroffizier sagte, sogleich mein Handgeld empfangen würde. Diese Feierlichkeit ging sehr rasch vor sich, ich schwur in aller Eile dem Könige, gegen ein Handgeld von 4 Ducaten, 10 Jahre lang treu und ehrlich zu dienen, worauf ich meine 4 blanken holländischen Ducaten, überdies einen harten Thaler zum Geschenk von meinem Compagnie-Chef und die erste fünftägige Löhnung erhielt.

Mit dem Gelde in der Tasche, für das ich Leben und Freiheit für immer, wie ich wähnte, verkauft hatte, und das mich wie Kohlen brannte, eilte ich der Caserne wieder zu. Der Unteroffizier blieb dicht an meiner Seite, schien aber jetzt weit freundlicher und zuthunlicher in seinem Betragen, nannte mich einmal über das andere Kamerad, sprach von Putzen, Exerciren, Wache stehen und dergl., wie sauer die

Unteroffiziere das Alles den Soldaten, besonders den Rekruten machen könnten, und fügte hinzu, daß das Betragen der Erstern ganz von dem Benehmen des Rekruten selbst abhinge. Ich wußte nicht, was er bei diesem langen Gespräche für eine Absicht hatte, und achtete wenig darauf, obgleich er immer wieder auf das nöthige freundliche Benehmen der Rekruten gegen die Unteroffiziere zurückkam. Endlich, als wir dem Ziele unseres Weges nahe waren und ich seine Winke noch immer nicht verstanden hatte, sahe er mich schmunzelnd an und sagte: „Da in dem Hause giebt's einen vortrefflichen Schnaps und dort drüben schenkt man wohlfeilen aber herrlichen Wein."

Diese deutlichere Erklärung lehrte mich, was ich zu thun hatte, und da damals der Branntwein ein mir noch ungewohntes Getränk war, so lud ich den Alten ein, mit mir auf gute Kameradschaft eine Flasche Wein zu trinken. „Das laß ich mir gefallen," rief er, „und rechne darauf, Kamerad, daß dieser Liebesdienst Dir nicht unvergolten bleiben soll." Wir traten in das Weinhaus ein und er forderte frisch weg eine Flasche Guten, die der Wirth auch sogleich aufpflanzte. Mit jedem Glase wurde die Zunge mei-

nes Alten geläufiger, er erzählte mir, daß man ihn auf ähnliche Weise, wie mir das Klüftchen, wie er sich ausdrückte, angezogen habe, und daß er sich doch in dem preußischen Soldatenleben sehr wohl befinde u. s. w. Während dieser Erzählungen vergaß er jedoch nicht, der Flasche fleißig zuzusprechen; denn es mochte ihm wohl selten so gut werden, und er schien den Wein sehr hoch zu schätzen; denn nach jedem Glase, das er alle Mal rein austrank, leckte er die auf seinem starken Schnauzbarte hängenden Tropfen begierig ab, damit ja nichts von dem edlen Gute umkommen möchte. Er pries den Compagnie-Chef, den Staabs-Capitain und die andern Offiziere, als die besten im ganzen Regimente. „Ja, Du kannst es glauben, Kamerad, jeder Soldat des Regiments wünscht sich, wegen der freundlichen Behandlung, in unsere Compagnie;" mit diesen Worten stürzte er den letzten Rest der Flasche, von der ich kaum ein Glas getrunken hatte, rasch hinab, und ließ noch ein Gläschen Schnaps herbeibringen, worauf ich 1 Thlr. für unsere Zeche bezahlen mußte.

Mein alter Unteroffizier glich jetzt, im halben Rausche, dem gestrengen Gebieter von heute früh, der

mich so barsch angefahren und behandelt hatte, nicht im mindesten mehr, er stellte mich unsern Stubengenossen in der Caserne mit der Bemerkung, daß ich kein Dummkopf sei, als einen braven Kerl vor. Man versah mich nun mit Gewehr und Waffen, und einer der ältern Soldaten, ein sogenannter Vertrauter, d. h. ein Mann, dem man zutraute, daß er auch bei einer sich darbietenden Gelegenheit nicht entwischen werde, wurde beauftragt, mich im Putzen, Pudern, Frisiren u. dergl. zu unterrichten; zugleich erhielt er den geheimen Befehl, auf jeden meiner Tritte und Schritte Acht zu haben, und wenn er irgend etwas verdächtiges bemerke, es sogleich anzuzeigen.

Damit schloß sich der erste Tag meiner neuen Laufbahn; aber es wurde Nacht, und noch immer war der Soldat, der sich zum Verkauf meiner Kleider erboten hatte, nicht wieder zurückgekehrt, worüber sich alle meine neuen Kameraden wunderten, weil es ein Mann war, der sich des Zutrauens der Offiziere sehr erfreute. Als der Zapfenstreich vorüber war, blieb weiter nichts übrig, als den Soldaten als Deserteur anzugeben, was auch geschah,

und worauf bald die Lärmkanonen ertönten, die dem Flüchtlinge eben keine angenehme Musik gewesen sein mögen.

Am nächsten Morgen bestätigte sich, was man am Abend vorher blos vermuthet hatte; der Soldat hatte sich wirklich den günstigen Zufall, durch welchen er Civilkleider in seine Hände bekommen hatte, zu Nutzen gemacht, und war in dieser Verkleidung wirklich entkommen, wozu ich ihm von ganzem Herzen, jedoch ohne es auszusprechen, Glück wünschte. Heute schon begann das Exerciren und zwar unter der Leitung des schon oft erwähnten Unteroffiziers, dem ich jeden Morgen, bevor wir das Gewehr ergriffen, ein oder auch ein Paar Gläschen bei dem Marketender einschenken ließ, was für mich die besten Folgen hatte. Er gab sich wirklich mit mir viel Mühe und behandelte mich mild; ich begriff leicht und zeigte viel Eifer, so daß ich schon nach einigen Wochen in die Compagnie als ein geübter Soldat eintreten konnte und nicht mehr als Rekrut zu exerciren brauchte. „Siehst Du," sagte mein alter Lehrmeister, „das hast Du mir zu verdanken, daß Du so bald schon ausgelernt hast, ich hätte Dir das Leben gar sauer machen

können;" und ich mußte gestehen, daß das die reine Wahrheit war.

Allmählig hatte ich mich in mein Geschick fügen gelernt, ich betrug mich artig gegen meine Kameraden, die sogar einen gewissen Grad von Achtung gegen mich bezeigten, weil ich bald der Liebling des alten Unteroffiziers geworden war und dessen ganze Schreiberei, die ihm sonst viele Last gemacht hatte, besorgte. Ich bezog übrigens, gleich den andern Soldaten, alle Wachen, kam immer mehr mit meinen Kameraden in Berührung, und würde wahrscheinlich mit der Zeit zu derselben Rohheit herabgesunken sein, die damals ziemlich allgemein unter dem preußischen Heere herrschte, wenn nicht ein besonderer Zufall mich davor bewahrt hätte, auf den ich später zurückkommen werde.

Der eigentliche Grund des Mangels an sittlicher und geistiger Ausbildung in den preußischen, wie in den andern deutschen Heeren jener Zeit, lag wohl vorzüglich in dem damals fast allgemein gebräuchlichen Werbesysteme, nach welchem man sich blos bemühte, große, gut gewachsene Leute zu erhalten, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Werth. Auf diese Weise

bestand ein Theil der Truppen aus den Taugenichtsen aller Länder, die man allerdings durch den Stock zu bessern suchte, aber nur selten mit Erfolg. Dazu kam die Unmöglichkeit, von dem geringen Solde und 1 1/6 Pfund Brot täglich zu leben, was jeden Soldaten, der nicht im Stande war auf ehrliche Weise zu einem Nebenerwerbe zu gelangen, nöthigte, sich der noch jetzt wenigstens sprüchwörtlich bekannten preußischen Soldatenpfiffe zu bedienen, um durch allerlei listige Streiche den Bürgern und Bauern Geld abzulocken. Solche Streiche fielen auch in Magdeburg fast täglich vor und ich will ein Paar, die während meiner Anwesenheit bekannt wurden, zur Probe mittheilen.

Ein wohlhabender Bäcker, der an einem Markttage, sein schönes, mit einem goldenen Knopfe verziertes spanisches Rohr in der Hand, sich, um Korn einzukaufen, nach dem Markte begab, wurde plötzlich von einem vor ihm vorbeilaufenden Soldaten heftig gestoßen. Er beschwert sich über diese Unart, der Soldat antwortet ihm nicht höflich und Beide gerathen in einen lebhaften Wortwechsel. Während dieses Streits kommt ein zweiter Soldat herbei, nimmt sich scheinbar des Bäckers an, und macht sei-

nem Kameraden die bittersten Vorwürfe; dieser aber versteht solches unrecht, packt seinen Spießgesellen und wirft ihn zu Boden. Der zweite Soldat springt sogleich wieder auf, nimmt den Bäcker den Stock aus der Hand, um jenen zu züchtigen; aber dieser ergreift die Flucht, auf welcher ihn sein Spießgeselle verfolgt. Vergebens wartet der Bäcker auf die Rückkehr des Soldaten, der sich seiner so eifrig angenommen hatte. Dieser war aber rasch zur Wohnung des Bäckers gegangen und hatte sich von der Frau desselben, unter dem Vorwande, er sei von ihrem Manne beauftragt und habe zur Beglaubigung den Stock erhalten, eine nicht unbedeutende Summe Geldes geben lassen.

Ein anderer Soldat begegnet einer Bauerfrau, die einen mit allerlei Lebensmitteln gefüllten Korb auf dem Rücken hat und eben nach dem Markte gehen will; er fragt, was sie zu verkaufen habe, und als sie entgegnet, Butter, Eier und Käse, spricht er: „Ei, das ist vortrefflich, da wird mir der Weg nach dem Markte erspart, wohin ich eben zum Einkauf geschickt wurde, und Sie hat den Vortheil, daß Sie ihre ganze Tracht mit einem Mal los wird.“

Er führt sie in ein Haus, das einen zwei Straßen vereinigenden Durchgang hat, und in welchem, wie er wußte, ein Advokat wohnte; in dem Vorsaale des Advokaten sagte er ihr, sie möge ihren Korb absetzen, während er die Herrschaft von seinem Einkauf benachrichtigen wolle. Er tritt nun wirklich dreist in das Zimmer des Advokaten und sagt diesem, es wünsche eine ihm verwandte Frau einen guten Rath in einer Rechtssache und fragt, ob er erlaube, daß sie herein treten dürfe. Der Advokat gewährt natürlich ohne Umstände diese bescheidene Bitte; der Soldat sagt der Frau, sie möge nur eintreten und sich das Geld für ihre Waare geben lassen, wählt, sobald sie den Vorsaal verlassen hat, rasch die ihm anständigen Artikel aus und verläßt eilig das Haus ehe die beiden getäuschten Personen sich gegenseitig aus ihrem Irrthume gezogen hatten.

Man darf übrigens keineswegs glauben, daß solche schlechte Streiche den Soldaten ungeahndet hingegangen wären, sondern sie wurden in allen Fällen, wo die Entdeckung möglich war, mit der größten Strenge bestraft, und die Strafen jener Zeit zeichneten sich durch ihre Milde eben nicht aus. Die

auf das geringste Vergehen folgende Strafe waren drei Stockschläge, die jeder Unteroffizier ohne weitere Umstände austheilen konnte. Und das Recht, den armen Soldaten nach Belieben durchprügeln zu lassen, stieg mit dem Range, so daß der Lieutenant eine größere Zahl Stockprügel über den Straffälligen verhängen konnte, als der Feldwebel u. s. w. Auch die untern Chargen waren von dieser entehrenden Züchtigung nicht frei, sie hatten das einzige Vorrecht, daß sie nicht mit dem Stocke, sondern mit der Säbelklinge ausgeprügelt wurden. Die für bedeutendere Vergehen bestimmten Strafen waren Hiebe, die mit kleinen, mit stark gewichsten Bindfaden umwickelten spanischen Röhrchen auf das bloße Hemde gegeben wurden; die Zahl dieser sehr schmerzhaften Streiche stieg bis auf 50. Das Entsetzlichste aber war ohne Zweifel das Gassen- oder Spißruthenlaufen; eine Strafe, die Manchen um seine Gesundheit, ja um sein Leben gebracht hat. Jetzt sind, Gottlob! alle diese die Menschheit entehrenden Strafen fast allgemein abgeschafft, und eben die preußischen Truppen, unter denen sie damals so gebräuchlich und wohl auch zuweilen nothwendig waren, ge-

währen jetzt, zur Ehre ihres Königs, ein ganz anderes, in vieler Hinsicht musterhaftes Bild.

Ich komme nun zu dem Umstande zurück, der mich vor dem sittlichen Untergange bewahrte. Schon oben bemerkte ich, daß mein alter Unteroffizier mir die Besorgung aller mit seiner Stelle verbundenen Schreibereien übertragen hatte; der Major, dem meine zierliche Handschrift auffiel, erkundigte sich, wer diese Sachen geschrieben hätte, worauf der Unteroffizier mich nannte, zugleich ein sehr günstiges Zeugniß über mein Betragen hinzufügte und mich für einen in jeder Hinsicht brauchbaren Menschen erklärte. Der Major hatte mehrere Kinder, die er im Schreiben unterrichten zu lassen wünschte, und da er ohne eigenes Vermögen, blos auf seine Gage beschränkt war, so war es ihm sehr angenehm, auf diesem Wege einen billigen Lehrer zu erhalten. Er ließ mich deshalb eines Tages zu sich rufen und fragte mich, ob ich geneigt sei, gegen eine billige Vergütung, seinen Kindern Unterricht zu geben. Natürlich erklärte ich mich auf der Stelle bereit dazu und bezeugte ihm meine Dankbarkeit für das mir durch diesen Auftrag bewiesene Vertrauen.

Von jetzt an brachte ich täglich mehrere Stunden in dem Hause des Majors zu, wodurch ich nicht nur von manchen Unrechtfertigkeiten abgehalten wurde, sondern auch zugleich Befreiung von mehreren Dienstpflichten, namentlich vom Exerciren, erhielt. Mit meinen Schülern, einem Mädchen und zwei artigen, jüngern Knaben, gab ich mir alle mögliche Mühe, um mich dadurch in der Gunst meines Chefs immer mehr zu befestigen, und das gelang mir auch wirklich so gut, daß er mir nach kurzer Zeit die erste ledige Unteroffizier = Stelle versprach. Allmählich wurde ich mit der Familie des Majors bekannter, auch die Majorin gewann ich durch mein artiges Benehmen, so, daß sie sich oft Stunden lang mit mir unterhielt, und bei dieser Gelegenheit wurde mir nicht selten auch das Glück zu Theil, die älteste, zwar nicht schöne, aber angenehme und sehr gebildete Tochter zu sehen und zu sprechen. Als bei einer solchen Unterredung das Gespräch zufällig auf meine Herkunft und meine frühern Verhältnisse kam, theilte ich Beiden, unter bittern Thränen, meine Schicksale offenherzig mit, und zu meiner großen Freude bemerkte ich, wie das mir interessant gewordene Mäd=

chen Thränen der Theilnahme vergoß und sich abwendete, um ihre Rührung ihrer Mutter und mir zu verbergen. Die Gewißheit, daß ein so liebenswürdiges Mädchen mich ihrer Theilnahme nicht unwürdig hielt, war ein für mich sehr wohlthätiges Gefühl, und von nun an erschien mir mein Schicksal weit erträglicher. Auch ihre Mutter wurde von meiner wahrhaft ungeschmückten Erzählung gerührt und versprach mir, vereint mit ihrer Tochter, den Major um meine baldige Beförderung zu bitten, und fügte mit Bedauern hinzu, das sei Alles, was sie thun könnte.

So verflossen mir mehrere Monate sehr angenehm; die wohlerzogenen Kinder bewiesen sich folgsam und begriffen leicht. Ich genoß wenigstens einigermaßen den Umgang mit einer gebildeten Familie und erfreute mich überdies eines kleinen monatlichen Gehaltes für meine Lehrstunden; ein Zuschuß, der mir bei dem spärlichen Solde vortrefflich zu statten kam. An einem sehr heißen Sommertage ging ich während meiner Lehrstunde in dem Zimmer auf und ab, um mir den Schlaf zu vertreiben; zufällig erblickte ich durch die offen stehende Thür ein schönes, geöffnetes Fortepiano.

Da meine Schüler, bei der wirklich drückenden Hitze, eben keine große Lust zum Schreiben bezeigten, so ergriff ich die Gelegenheit, um meine Neigung zur Musik, die ich seit langer Zeit nicht hatte befriedigen können, hier zu befriedigen und zugleich zu versuchen, ob mir von dem, was ich früher mit so vielem Eifer gelernt hatte, noch etwas übrig geblieben war. Ich setzte mich an das Clavier, spielte mehrere bekannte Tänze und ergötzte mich an diesem so lange entbehrten Genusse gar sehr; als ich mich nach einiger Zeit zufällig umsah, stand zu meiner großen Ueberraschung die Tochter des Major hinter mir. Ich erwartete eine Strafpredigt wegen der Freiheit, die ich mir genommen hatte, und war schon im Begriff, sie so höflich als möglich um Verzeihung zu bitten; aber ganz gegen mein Erwarten war sie sehr freundlich und artig, und versicherte mir, die Entdeckung meiner musikalischen Kenntnisse komme ihr sehr erwünscht; denn sie wäre eben mit der Einübung einer vierhändigen Sonate beschäftigt, und eine Freundin, deren Mitwirkung sie in Anspruch genommen habe, sei sehr oft verhindert, sich zu der bestimmten Stunde einzufinden. Sie fügte endlich hinzu, daß ich sie aus einer

unangenehmen Verlegenheit ziehen würde, wenn ich mit ihr vierhändig spielen wollte. Ich fragte, ob sie sogleich einen Versuch machen wollte, und versicherte, daß ich jeder Zeit zur Erfüllung aller ihrer Befehle bereit sei; sie schien aber doch es ohne Erlaubniß nicht wagen zu wollen; denn sie entgegnete mir, sie wolle erst mit ihrer Mutter darüber sprechen, worauf ich mich denn zu Gnaden empfahl und innerlich nicht wenig geschmeichelt nach meiner Caserne eilte.

Am andern Tage, als ich zu der für den Schreibunterricht bestimmten Stunde in dem Hause des Majors erschien, fand ich, statt meiner Schüler, die Frau Majorin allein in dem Zimmer, was mir nicht wenig auffiel. Sie sagte: „Heute sind meine Kinder verhindert, ihre Stunden zu halten.“ Damit gab sie mir ein Billet und entfernte sich. Eilig that ich dasselbe, um meine Neugierde sobald als möglich zu befriedigen; denn in diesen Zeilen hoffte ich die Erklärung ihres so sehr veränderten Betragens zu finden. Kaum hatte ich das Haus verlassen und die erste Nebenstraße erreicht, als ich das Billet erbrach und folgende Worte las:

„Ihr gestriges Betragen bestimmt mich, Ih-
„nen den fernern Zutritt in unser Haus zu un-
„tersagen; zur Anführung der nähern Gründe
„glaube ich mich nicht verpflichtet; auf meine
„und meines Mannes Erkenntlichkeit können Sie
„übrigens mit vollem Vertrauen rechnen."

„A. v. D."

Ich war wie aus den Wolken gefallen; denn nun verschwanden mit einem Mal alle die schönen Hoffnungen, die ich an das Einüben der vierhändigen Sonaten geknüpft hatte und von denen ich mir so viel versprach. Die Frau Majorin hatte allem Anscheine nach, mit ihren hellen Augen die emporkeimende Zuneigung erkannt und ergriff auf der Stelle das beste Mittel, um uns jede Gelegenheit zu einem fernern Zusammentreffen abzuschneiden. So schmerzlich mir ihre strengen Maaßregeln erschienen, so mußte ich sie doch im Herzen billigen; denn was hätte aus einem solchen Verhältnisse wohl gutes entstehen können. Auf meine Gemüthsstimmung hatte diese Verweisung aus dem Hause des Majors einen sehr nachtheiligen Einfluß; ich verlor die Lust am Dienst, der mir durch dieses angenehme Verhältniß erleichtert und

versüßt worden war, und schon jetzt regte sich in mir der Wunsch, die erste günstige Gelegenheit zur Entweichung zu benutzen; denn da man mich so hinterlistig angeworben hatte, so glaubte ich, durch den gezwungenen Eid auch nicht zur Treue verpflichtet zu sein.

Meine Kameraden, mit denen ich jetzt wieder in öftere Berührung kam, bemerkten bald, daß ich das Haus des Majors nicht mehr besuchte und spotteten deshalb nicht wenig über mich, um so mehr, da ich mich in der letzten Zeit von ihnen zurückgezogen hatte, doch schützte mich mein alter Unteroffizier gegen alle Beleidigung und ich blieb fortwährend in seiner Gunst, obgleich es mir schien, als sei er von der Ursache jenes Verbotes unterrichtet. Um so größer war das Erstaunen, als ich, ehe 14 Tage vergingen, zum Zeichen meiner Ernennung zum Unteroffizier, Treffenhut, Sponton und Handschuhe erhielt. Niemand konnte sich diese unerwartete Beförderung erklären; denn es war ein fast unerhörter Fall, daß ein Ausländer nach so kurzer Dienstzeit zum Unteroffizier ernannt wurde; ich aber erkannte leicht, daß ich blos der Verwendung der Frau Ma-

sorin diese Auszeichnung zu verdanken hatte. Als ich mich, meiner Pflicht gemäß, dem Major vorstellte, unterließ ich deshalb auch nicht, seiner Frau meinen ergebensten Dank für ihre Güte zu sagen; aber ihre Tochter bekam ich nicht wieder zu sehen.

Diese Beförderung gewährte mir allerdings mehr Freiheit und einen etwas höhern Sold; aber dennoch drückten mich die sclavischen Verhältnisse meines Standes immer mehr, doch war ich klug genug, um meine Unzufriedenheit keinem Menschen anzuvertrauen, im Gegentheil hatte ich mir besonders gegen den Unteroffizier, mit welchem ich am meisten umging, den Schein eines sehr innigen Verehrers des Soldatenlebens gegeben. Durch meine veränderten Dienstverhältnisse wurde ich jetzt mit mehreren Unteroffizieren näher bekannt, besuchte in ihrer Gesellschaft zuweilen öffentliche Orte, und da erschien denn auch die alte Neigung zum Kartenspiel wieder, die ich, seit dem ich Soldat war, nicht ein einziges Mal befriedigt hatte; doch hatte ich jetzt, durch bittere Erfahrung belehrt, mehr Gewalt über mich und wurde überdies ziemlich vom Glücke begünstigt, so daß das Spiel mir weiter keinen Nachtheil brachte.

Eines Tages befand ich mich in einem Hause in der Ulrichs-Straße, das von Bürgern, wie von Militair-Personen besucht wurde; wir spielten ein unter dem Namen Dreikarte oder Pochen bekanntes Spiel, und einer meiner Kameraden, der dem Glücke nicht traute, legte seine aus drei Königen bestehende Karte, mit den Worten: „Nein, ich spiele nicht mit, denn die Könige halten, wie der katholische Glaube," nieder. Zum Unglücke befand sich unter den Mitspielern ein Katholik, der sich hierdurch beleidigt glaubte und sich durch einige sehr schmutzige Spöttereien über lutherische Gebräuche zu rächen suchte. Der Soldat beantwortete diese Ausfälle durch noch derbere, der Wortwechsel wurde heftiger und eben sollte das Handgemenge beginnen, als eine Wache erschien und alle Anwesende, ohne Rücksicht auf ihre Schuld oder Unschuld, abführte.

Am andern Tage wurde der eigentliche Unruhestifter zum Gemeinen degradirt, die Uebrigen, unter denen auch ich mich befand, erhielten jeder zwölf Hiebe, die der Adjudant des Regiments austheilte. Diese Strafe, die, trotz meiner Unschuld, über mich verhängt wurde, erbitterte mich außerordentlich, und

bei dem letzten Hiebe, den ich erhielt, stand der Entschluß fest, sobald als möglich zu entfliehen, um einer so unmenschlichen Behandlung nicht öfterer ausgesetzt zu sein. Der degradirte Unteroffizier, ein Mann, der länger im Dienste war und deshalb schon mehr ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, erklärte sich in demselben Sinne sehr offenherzig gegen mich, und wir beschlossen, die erste günstige Gelegenheit zur gemeinsamen Flucht zu benutzen.

Kurz nach diesem Vorfalle befand ich mich eines Abends wieder in demselben Wirthshause. Außer vielen einheimischen Gästen, befanden sich auch mehrere Fremde da, und zufällig kam das Gespräch auf die Franzosen, die eben zu jener Zeit das Churfürstenthum Hannover besetzt hatten. Man erzählte, daß das hannöverische Heer aufgelöst worden sei, und daß man sich jetzt eben beschäftige, zwei Legionen, eine zu Pferde und eine zu Fuß, aus den Trümmern jenes Heeres zu errichten. Die Fremden konnten nicht genug rühmen, wie gut diese neu-französischen Soldaten verpflegt und behandelt wurden, welche schöne Kleidung sie erhielten u. s. w. Mein Unglücksgefährte von neulich und ich waren ganz Ohr, machten

aber dabei die gleichgültigste Miene von der Welt, was in jener Zeit sehr nöthig war; denn man hatte fast in jedem Soldaten einen Kundschafter zu fürchten. Als wir Abends nach der Caserne zurückgingen, begann mein Kamerad: „Nun, was meinst Du dazu, Freund, wollen wir noch länger das elende Leben im preußischen Dienste ertragen und an einem Orte bleiben, wo nur der Stock regiert? Hast Du gehört, daß in der ganzen französischen Armee gar keine Rede vom Stocke ist, und daß dort der Soldat wie ein Mensch, nicht wie ein Vieh, behandelt wird, dort darf kein Junge von 13 bis 14 Jahren, der selbst kaum der Ruthe entlaufen ist, ungestraft den ältesten Mann ausprügeln, an dem er kaum hinaufreichen kann." In diesem Sinne sprach mein Freund noch lange fort, und ich gab ihm wenigstens stillschweigend recht; endlich verbanden wir uns förmlich zur gemeinsamen Flucht, gelobten einander die strengste Verschwiegenheit und beschlossen beiderseitig alle nothwendigen Vorkehrungen zur Ausführung unseres Planes zu treffen.

Der erste Schritt geschah dadurch, daß wir an jedem Löhnungstage einige Groschen von unserem

kärglichen Solde zurücklegten, um uns einige zur Flucht nothwendige Gegenstände anzuschaffen. Das Unternehmen hatte in jedem Falle viele Schwierigkeiten; wir mußten eine passende Stelle aussuchen, um uns von dem Walle herablassen und dann durch die Außenwerke über die Pallisaden fortstehlen zu können, was in einem so gut befestigten und besetzten Platze nichts weniger, als leicht war. Bis zu der Grenze von Hannover hatten wir zwar nicht mehr, als 15 bis 20 Stunden zurückzulegen; aber wir durften nur während der Nächte reisen und mußten am Tage uns an einem passenden Orte verborgen halten, damit wir nicht entdeckt und zurückgebracht wurden. Besonders hatten wir die Bauern zu fürchten, die für jeden Deserteur, den sie wieder einbrachten, eine Belohnung erhielten und deshalb nur zu aufmerksam waren; ich selbst hatte schon mehr als einmal mit angesehen, wie sie solche Unglückliche wieder zurückgebracht hatten, denen sie gewöhnlich, um ihnen jeden Versuch zur Flucht unmöglich zu machen, alle Knöpfe an den Beinkleidern abschnitten. Endlich mußten wir auch die Richtung nach der hannöverischen Grenze genau kennen, weil

wir unterwegs uns nicht blicken lassen, geschweige denn Jemanden nach dem Wege fragen durften. In dieser Absicht suchte ich mich auf einer in einer Wirthsstube an der Wand angenagelten Landkarte von Deutschland möglichst zu unterrichten; freilich waren die Dörfer auf dieser nicht mit angegeben, aber doch die größern und kleinern Städte, und das nützte mir schon viel. Der nächste Weg wäre nach Braunschweig gewesen; aber dahin durften wir uns nicht wagen, weil man uns dort, im Fall der Entdeckung, eben so gut ausgeliefert haben würde, wie im Preußischen. Wenn wir immer der Elbe entlang gingen, so konnten wir allerdings nicht fehlen und mußten endlich das Hannöverische erreichen; aber dann waren wir auch um so längere Zeit der Gefahr ausgesetzt, doch hätten wir auf diesem Wege wahrscheinlich unsere Verfolger auf eine falsche Spur geleitet; denn fast alle Deserteurs, die von Magdeburg entflohen, begaben sich nach den sächsischen Ländern, wo sie österreichische Werber zu finden überzeugt waren, und deshalb wurde auch das Nachsetz-Commando fast immer nach jener Richtung abgesendet. Ich ging mit meinem Kameraden über den einzuschlagenden Weg zu

Rathe, er meinte, der geradeste Weg sei immer der beste, und wenn wir die Himmelsgegend immer genau im Auge behielten, so würde es uns schon glücken; vielleicht träfen wir auch einen einzelnen Schäfer oder Handwerksburschen, von dem wir Auskunft erhalten könnten. Wir beschlossen endlich, bei der ersten günstigen Gelegenheit entweder durch das Ulrichs-Thor zu schleichen oder uns in der Nähe desselben von dem Walle herabzulassen und dann über Wolmirstedt, Gardelegen, Apenburg, die hannöverische Grenze mit Gottes Hülfe zu erreichen suchen.

Ich will nicht läugnen, daß mir während dieser Vorbereitungszeit mehr als einmal alle Lust zur Ausführung unseres Planes verging, besonders wenn ich an die fürchterliche Strafe dachte, die mir drohte, wenn ich ergriffen wurde; aber der Muth kehrte immer wieder zurück und auf jedem Schritte verfolgte mich der Gedanke, daß die Befreiung aus einer solchen Sclaverei wohl werth sei, daß man etwas dafür wage.

In den ersten Tagen des Junius 1804 erschien endlich die so heiß ersehnte günstige Gelegenheit; ich erhielt nämlich die Wache an den äußersten Posten vor

dem Ulrichs-Thore, und mein Kamerad, der sich in der letzten Zeit sehr musterhaft betragen und die Zufriedenheit seiner Obern wieder erworben hatte, wurde mir als Gefreiter beigegeben. So wie wir auf der Wache angekommen waren, besprachen wir uns über die nöthigen Anstalten und entwarfen unsern Plan. Der Gefreite ging mehrere Mal in die Stadt, um seine, nach damaligem Gebrauch, sehr große Patrontasche mit Brot zu füllen, das er außerhalb des Thores dicht an den Pallisaden, an einem von Menschen wenig besuchten Orte vergrub; auf dieselbe Weise wurde auch eine Flasche Branntwein herbeigeschafft und verborgen.

Um jeden möglichen Verdacht eines Einverständnisses zu vermeiden, sprach ich so wenig als möglich mit meinem Freunde; ja, ich veruneinigte mich scheinbar mit ihm, that, als wollte ich ihn in die Wache werfen lassen u. dergl. Nicht ohne Furcht erwarteten wir den Abend und die zur Flucht geeignete Stunde; endlich kam der wachhabende Offizier, visitirte den Posten, und fragte, ob Alles in Ordnung sei, was ich mit klopfendem Herzen bejahte. Noch immer schwankte ich; denn ich bedachte, welche Strafe

mich erwartete, wenn ich, als Commandant des Postens, auf der Flucht ergriffen wurde; aber eine innere Stimme schien mir zuzuflüstern, daß ich nie wieder eine so günstige Gelegenheit finden würde. Die Abenddämmerung erschien, die Gegenstände wurden immer undeutlicher, die Wanderer, welche das Thor passirten, wurden immer seltener, der Schlagbaum war heruntergelassen, der Thorschreiber hatte sein Licht angezündet, noch eine Viertelstunde und die Gelegenheit war verscherzt.

Jetzt trat mein Kamerad zu mir und sprach das entscheidende „Komm;" er hatte unter irgend einem Vorwande seine Patrontasche abgelegt, ich trug keine, und so eilten wir über die Zugbrücke hinaus an die letzten Pallisaden, wo mein Gefährte schnell zwei Taschentücher hervorzog und unsere vergrabenen Lebensmittel hineinpackte, worauf wir querfeldein entsprangen.

# Viertes Kapitel.

Abentheuer auf der Flucht. — Ankunft auf dem hannöverischen Gebiete. — Verweigerung der Pässe in Wustrow. — Eintritt in den französischen Dienst. — Abmarsch nach Celle.

Wir eilten jetzt über Gräben und Bäche, durch Felder, Gärten und Gebüsche nur immer vorwärts, ohne uns um die Richtung zu bekümmern, die wir einzuschlagen hatten. Als wir beinahe eine halbe Stunde in der größten Angst gelaufen sein mochten, fragte ich endlich meinen Kamerad, ob wir auch wohl auf dem rechten Wege wären. „Laß es nur gut sein," entgegnete er, „die Lärmkanonen werden uns bald genug unterrichten, wo wir sind." In dem Augenblicke blitzte und knallte es, und wir erkannten, daß

wir uns rechts halten müßten, wenn wir die Elbe nicht verlieren wollten.

Mein Kamerad zog mich in ein dicht an der Straße liegendes hohes Kornfeld und sagte: „hier legen wir uns nieder, rühre Dich aber ja nicht; denn ich bin überzeugt, daß man uns auch auf dieser Straße durch ein Nachsetz-Commando verfolgen lassen wird.“ Bald hörten wir wirklich die Tritte mehrerer Menschen, und das Commando kam so nahe bei uns vorüber, daß wir ganz deutlich die Worte hörten: „Wer will die Teufelskerle jetzt in der Nacht finden, die liegen gewiß irgendwo in der Frucht und wir können zehn Mal bei ihnen vorübergehen, ohne sie zu bemerken.“ Wir blieben eine volle Stunde ruhig liegen, um die Rückkehr des Commando's abzuwarten, das jeder Zeit den Befehl hatte, bis zu dem nächsten Dorfe zu gehen und den Schulzen zur Aufmerksamkeit zu ermahnen. Endlich kehrten unsere Verfolger zurück, und als alles ruhig und stille war, nahmen wir einen derben Schluck aus unserer Flasche, um unsern Muth zu stärken und traten dann unsere gefährliche, nächtliche Wanderung an.

Wolmirstedt, die erste Stadt auf unserem Wege,

ist zwei Meilen von Magdeburg entfernt, und nach einem mehrstündigen Rennen hörten wir die Thurmuhr daselbst Eins schlagen. Bis hieher waren wir auf oder doch dicht an der Landstraße geblieben, sie führte durch die Stadt, die wir denn doch nicht zu betreten wagen durften; wir beschlossen deßhalb, sie zu umgehen und an dem dicht vorbeifließenden Ohre Flüßchen eine Furt aufzusuchen, durch welche wir auf das jenseitige Ufer gelangen könnten, ohne die Brücke zu passiren. Glücklicherweise war uns der Zufall günstig, und schon nach einer halben Stunde befanden wir uns, aber freilich ganz durchnäßt, am andern Ufer. Wir verließen jetzt die Heerstraße und schlugen Seitenwege ein, weil wir es für sicherer hielten, wenn wir, ohne uns an eine bestimmte Route zu binden, immer die Richtung nach der rechten Hand beibehielten.

Der Tag brach an; unserer Rechnung nach mußten wir schon ziemlich weit von Magdeburg entfernt sein, und wir beschlossen, noch einige Zeit fortzuwandern, weil der Morgen sehr kühl war und unsere durchnäßten Kleider uns so erkältet hatten, daß wir, um nicht zu erstarren, uns nothwendig in Be-

wegung erhalten mußten. Im schlimmsten Falle waren wir entschlossen, uns mit unseren Seitengewehren gegen jeden Angriff zu vertheidigen und unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wir verzehrten im Gehen ein Stück trockenes Brot, tranken einmal und marschirten herzhaft weiter, bis die Sonne höher stieg, wo wir genöthigt waren, so wohl um unserer Sicherheit willen, als zu unserer Erholung, einen passenden Ort aufzusuchen, an welchem wir uns den Tag über verbergen konnten. Eine unübersehbare Getraidefläche bot uns die einzige Gelegenheit dazu dar, wir gingen vorsichtig etwa tausend Schritte in das Feld hinein, suchten durch Wiederaufrichten der hohen umgebogenen Aehren die Spur unseres Pfades zu verbergen, und legten uns dann, von den für uns Durchnäßte so wohlthätigen Sonnenstrahlen beschienen, ruhig nieder. Nachdem wir einen kleinen Theil unserer Lebensmittel verzehrt hatten, wobei wir jedoch so sparsam als möglich zu Werke gingen, weil wir nicht wußten, wie lange wir davon leben mußten, legten wir den Hut unter den Kopf und entschliefen sanft.

Nach geraumer Zeit erwachte ich, die Sonne

brannte fürchterlich, die Zunge klebte fest an meinem Gaumen, der quälendste Durst peinigte mich und ich empfand eine so große allgemeine Abspannung, daß ich kaum im Stande war, mich aufzurichten, meine Füße brannten mir sehr, und ich bemerkte zu meinem großen Schrecken, daß sie nicht wenig angeschwollen waren. Jetzt, während mein Gefährte noch schlief, veranlaßte mich diese Einsamkeit, über meine traurige Lage nachzusinnen; jedem Verfolger Preis gegeben, lag ich hier unter freiem Himmel in einer mir ganz unbekannten Gegend und noch fern von der rettenden Grenze. Wenn mir nun jetzt meine Füße den Dienst versagten und mir jede weitere Flucht unmöglich machten? Wenn ich jetzt, in der Blüthe meines Lebens, denn ich hatte kaum das 20ste Jahr überschritten, mich der entsetzlichen Strafe unterwerfen müßte, die mich nur zu gewiß erwartete, wenn ich innerhalb der preußischen Grenzen entdeckt würde? Voll der lebhaftesten Reue gedachte ich meiner glücklichen Jugend in dem elterlichen Hause, ich beklagte den thörichten Leichtsinn, durch den ich mich selbst in mein Unglück gestürzt hatte; wie glücklich hätte ich sein können, wenn ich die Lehren meiner Eltern und

Erzieher befolgt und mich zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft gebildet hätte, wozu sich mir dort die beste Gelegenheit darbot.

Ich würde mich diesen trüben Gedanken noch länger hingegeben haben, wenn mein Gefährte nicht ebenfalls erwacht wäre und mich mit folgenden Worten angeredet hätte: „Nun, mein Freund, wie steht's, hast Du nichts von unseren Verfolgern bemerkt?" Zu seiner Beruhigung konnte ich diese Frage mit „Nein" beantworten, aber ich klagte ihm die Noth und Sorge, die mir meine Füße machten. „Dem Uebel können wir wohl noch abhelfen," entgegnete er, „wenn wir mit dem noch übrigen Branntwein unsere Füße waschen, was uns mehr stärken wird, als wenn wir ihn trinken." Das Mittel wurde sogleich angewendet und bewährte sich zu unserem Heile durch den Erfolg. Auf die Befriedigung des uns Beide fürchterlich quälenden Durstes mußten wir Noth gedrungen bis auf den Abend verzichten; weil wir während des Tages unser Versteck nicht zu verlassen wagen durften.

Während dieses langen, drückend heißen Tages hatten wir kein menschliches Wesen gesehen, wohl

aber Stimmen, Wagen und Pferde gehört, was uns bewies, daß wir uns nicht fern von der Landstraße befanden. So wie die Nacht erschien, brachen wir auf, und es war die höchste Zeit; denn kaum konnten wir unsern Durst noch ertragen. Zu unserer großen Freude fühlten wir uns jetzt wieder gestärkt, und so schritten wir denn behutsam vorwärts nach der Gegend hin, wo wir nach den heute vernommenen Stimmen und Tönen eine Straße vermuthen konnten. Nach kurzer Zeit erreichten wir wirklich die gesuchte Straße; aber es war nichts, als ein Fahrweg, der von einem Dorfe zu einem andern führte. „Nur vorwärts," rief mein Gefährte, „dort ist die Sonne untergegangen; wenn wir uns von hier aus rechts halten, müssen wir in dieser Nacht der Grenze schon viel näher kommen, wenn wir sie nicht etwa gar erreichen." Die Nacht war uns günstig, wir fanden bald einen kleinen Bach, wo wir unsern Durst endlich stillen konnten; nie in meinem Leben hat mir ein Trunk so gut geschmeckt, und es that mir sehr leid, daß ich nach dem Rathe meines Gefährten nicht so viel trinken durfte, als ich mochte.

Nach dieser Erquickung schritten wir rüstig wei-

ter, ohne das geringste Hinderniß zu finden. Endlich begrüßte uns die Morgenröthe zum zweiten Mal auf unserer Wanderung und mit ihr nahte die Zeit, wo wir wieder einen bergenden Schlupfwinkel aufsuchen mußten. Die Gegend wurde immer ebener, aber nichts verrieth uns, wo wir wären, nur aus dem Aufgange der Sonne konnten wir schließen, daß wir uns auf dem rechten Wege befänden; aber wie viele Meilen oder Stunden wir zurückgelegt hatten, konnten wir nicht bestimmen. Zu unserem Versteck erwählten wir dies Mal eine kleine, dicht an der Landstraße liegende, mit Buschwerk bewachsene Anhöhe, und zwar vorzüglich in der Hoffnung, aus dem Gespräche der vorüberziehenden Wanderer irgend eine Auskunft über die Gegend, in der wir uns befanden, zu erlangen.

Um dieses Zweckes willen, beschlossen wir, daß sich nur Einer von uns der Ruhe überlassen sollte, während der Andere wach bliebe, um die Straße zu beobachten und jedes uns Vortheil bringende oder Gefahr drohende Ereigniß zur rechten Zeit zu bemerken. Wir theilten brüderlich das letzte Brötchen, das uns noch übrig blieb, verzehrten es aber nicht ganz; denn wenn es uns heute noch nicht gelang, die

Grenze zu erreichen, so hatten wir neben unseren andern Beschwerden auch noch die Qualen des Hungers zu fürchten. Ich übernahm zuerst die Wache, während sich mein Kamerad dem süßen Schlafe überließ, und um die Gegend besser übersehen zu können, rückte ich der Straße so nahe, als es ohne Gefahr geschehen konnte. Der Weg war ziemlich besucht, es zogen Fuhrleute, Bauern und Wanderer mancher Art vorüber; aber nie gelang es mir, aus ihren Gesprächen irgend etwas zu entnehmen, das uns einigen Aufschluß hätte geben können. An der Sonne, die jetzt senkrecht über uns stand und deren heiße Strahlen selbst durch das Gebüsch brannten, erkannte ich, daß der Mittag nahe war, und beschloß, meinen Freund zu wecken, damit er nun die Sorge für unser Wohl übernähme, als ich zu meinem großen Schrecken einen Handwerksburschen die Landstraße verlassen und den Weg gerade nach dem uns verbergenden Gebüsche einschlagen sah. Rasch kroch ich auf allen Vieren zu der Stelle, wo mein Gefährte schlief, ich weckte ihn leise und bedeutete ihn, daß uns Gefahr drohe. „Was giebt's," fragte er, „ein Handwerksbursche kömmt gerade auf uns zu," erwiederte ich;

„nun, der kömmt ja wie gerufen, von welcher Seite kömmt er denn her?" Eben von der, wohin wir wollen. „Herrlich," rief mein Freund aus, „laß mich nur machen, der Mensch konnte gar nicht erwünschter kommen und muß, auch wider seinen Willen, zu unserer Rettung behülflich sein." Ich hatte allerdings großes Bedenken; aber mein Kamerad ermuthigte mich, und wir schlichen uns vorsichtig zu der Stelle, wo sich der ermüdete Mensch auf sein Reisebündel niedergelassen hatte.

Als wir rasch zu ihm traten, war er nicht wenig über die unerwartete Erscheinung zweier fremdartig aussehender Männer erschrocken und zitterte am ganzen Leibe. Er war noch sehr jung und mochte schon geraume Zeit herumgewandert sein; denn seine Kleider waren ganz abgerissen und sein Felleisen war eben so schmächtig und mager, als er selbst. Dieser Anblick erhöhte unsern Muth; denn wir sahen wohl, daß dieser Mensch uns keinen Widerstand würde leisten können, und mein Kamerad fragte ihn freundlich: was er für ein Landsmann sei? „Ick ben en Meklenburger ut Swerin," war seine Antwort. Mein Gefährte, der mehr Muth und auch mehr Gewandheit

hatte, als ich, erkundigte sich, aus welchem Lande er her käme und wie die nächste Stadt hieße. Er erwiederte, daß er gestern früh das hannöverische Gebiet verlassen hätte, und nannte die nächste Stadt, von der wir etwa eine Stunde entfernt wären, Calbe; er fügte hinzu, daß man von dort aus ohne Anstrengung in einem Tage die Grenze erreichen könnte. „Hast Du Hunger," fragte mein Gefährte; „ei, warum sollte ich den nicht haben?" „Nun, hier hast Du Geld, lauf nach dem nächsten Dorfe und hole Brot, Wurst und Branntwein, beeile Dich aber, daß Du bald wieder kömmst; denn wir haben keine Zeit zu verlieren." Der Handwerksbursche war über diesen Vorschlag sehr erfreut, ließ uns gern Kundschaft, Paß und seine wenigen Habseligkeiten, als Unterpfand und machte sich eilig auf den Weg.

„Jetzt müssen wir auf unserer Hut sein," sagte mein Gefährte, „und genau Acht geben, ob der Mensch, der höchstens eine halbe Stunde wegbleiben kann, allein oder in Gesellschaft zurückkehrt; ist das Letztere der Fall, so hat er uns verrathen und es bleibt uns nichts übrig, als schnell zu entfliehen und uns an einem andern Orte zu verbergen, was uns

auch gewiß gelingen wird, da wir die ganze Strecke bis zu dem nächsten Dorfe von hier aus übersehen können." Wir postirten uns jeder an einen passenden Ort und erwarteten nicht ohne Bangigkeit die Rückkehr unseres Boten; ehe eine halbe Stunde verfloß, kam unser guter Meklenburger ganz allein, mit Lebensmitteln bepackt, anmarschirt.

Er brachte Brot und Käse, denn Wurst hatte er nicht bekommen können, unsere Flasche voll Branntwein, und in seiner gutmüthigen Ehrlichkeit stellte er sein kleines Reise-Fläschchen, das er ebenfalls hatte füllen lassen, mit zu unserem Vorrath. Wir fragten ihn, ob ihm im Dorfe bei dem Einkaufe dieser Lebensmittel nichts begegnet sei, worauf er erwiederte, der Bäcker habe ihm allerdings seine Verwunderung über das viele Brot, das er eingekauft, zu erkennen gegeben und ihn gefragt, ob er es allein zu verzehren gedenke; worauf er geantwortet habe, es sei für seine Reisegefährten mit bestimmt, die ihn an der Straße erwarteten. Wir zogen uns nun in das dichtere Gebüsch zurück, setzten uns mit dem ehrlichen Meklenburger zum Mittagsmahle nieder und ließen es uns so wohl schmecken, als es in unserer Lage nur mög-

lich war. Wir bemühten uns durch allerlei Fragen noch einige für uns nützliche Nachrichten von ihm zu erlangen; aber der Mensch war so ununterrichtet und beschränkt, daß er uns keine Auskunft geben konnte.

Als er seinen Hunger gehörig gestillt hatte, wofür er fast nur allein Sinn zu haben schien, wollte er sich von uns verabschieden; aber wir hielten es doch für vorsichtiger, ihn bis zum Abend, wo wir unsere Wanderung wieder antreten konnten, bei uns zu behalten. Wir setzten zwar in seine Ehrlichkeit nicht das geringste Mißtrauen; aber er hätte uns leicht ohne alle böse Absicht, in seiner Dummheit, verrathen können, und das wollten wir dadurch verhüten. Er fand sich ohne Widerspruch in sein Geschick und blieb ruhig bei uns sitzen; gern hätten wir ihn nach Wasser geschickt, denn der Durst quälte uns schon wieder, aber wir beschlossen, ihn lieber zu ertragen, als uns muthwillig der Entdeckung auszusetzen.

Als die Nacht hereinbrach, füllten wir unsere Taschentücher mit den übrigen Lebensmitteln, überließen den Rest unserm Meklenburger und schenkten ihm, aus Dankbarkeit für den unschätzbaren Dienst, den er uns geleistet hatte, einen halben Thaler. Ue-

brigens hatten wir aus leicht begreiflichen Gründen, ihn von unsern Verhältnissen nicht in Kenntniß gesetzt; er selbst war nicht klug genug, um es zu ahnen, und so schied er von uns, ohne zu wissen, mit wem er den halben Tag zugebracht und wem er einen so wichtigen Dienst geleistet hatte.

Wir nahmen das heutige, günstige Ereigniß, als eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft an, gedachten der Strafe, die noch immer über unserm Haupte schwebte, nicht mehr, und schritten die ganze Nacht hindurch wacker vorwärts, in der Hoffnung, noch vor Tagesanbruch die Grenze zu erreichen. Als die Morgenröthe erschien, befanden wir uns an dem Rande eines Eichenwäldchens, und vor uns lag eine weite Ebene, die nicht angebaut war und blos zur Weide benutzt wurde. Da wir während unsers nächtlichen Marsches keinen Menschen getroffen hatten, so wußten wir eben so wenig, wie früher, ob wir uns auf hannöverischen oder preußischen Boden befanden; jetzt bemerkten wir in einiger Entfernung einen Schäferjungen, der seine Heerde auf der Ebene weidete. Da wir in der ganzen Umgegend außer ihm kein lebendes Wesen erblickten, so eilten wir rasch auf ihn

zu; aber so wie uns der Junge bemerkte, ergriff er die Flucht und schrie dabei aus Leibeskräften. Mein Kamerad, den seine Geistesgegenwart zu unserem Glücke nie verließ, eilte ihm auf der Stelle nach und hatte ihn bald erreicht; er hielt ihn fest, suchte ihn aber zugleich durch ein Geschenk an kleiner Münze von unseren freundlichen Absichten zu überzeugen und fragte ihn, wie der Name der nächsten hinter uns liegenden Stadt hieße? „Salzwedel," entgegnete er zitternd; und wo bist Du her? „Wo ich geboren bin," erwiederte der Junge, „nu, in Plate im hannöverischen." Wie weit ist es von hier bis zu Deinem Geburtsorte? „Ja, das weiß ich selber nicht, 5, 6, 7 Stunden, es kann aber auch noch weiter sein." Wir wußten also nun, daß wir uns noch auf preußischem Gebiete, aber doch in der Nähe der Grenze befanden; wir zogen uns deshalb rasch in das Eichenwäldchen zurück, um uns dort zu verbergen, und fanden auch bald eine etwas sumpfige, von dichtem Gebüsche umgebene Stelle, wo wir uns niederlegten.

Mit bangem Herzklopfen erwarteten wir den Abend; denn in der Nähe der Grenze verdoppelten die Behörden ihre Wachsamkeit, und folglich war die

Gefahr für uns noch keineswegs vorüber. Als die Dämmerung erschienen war, und wir schon von dem baldigen Abmarsche sprachen, raschelte es dicht neben uns im Gebüsche; es war ein Jagdhund, den mein Kamerad bei dem ersten Laute, den er von sich gab, den Säbel durch den Leib stieß, worauf er niederstürzte und von uns vollends getödtet wurde. Das arme Thier dauerte mich außerordentlich, aber unsere Selbsterhaltung erforderte seinen Tod; denn er würde uns durch sein Bellen bestimmt verrathen haben; wir hörten auch wirklich bald darauf ein entferntes, dann näher kommendes Pfeifen, und wir hielten es nicht für rathsam, hier zu bleiben, weil der Jäger wahrscheinlich das ganze Wäldchen nach seinem Hunde durchsuchen würde. Wir verließen also schleunig das Holz und erreichten auch bald ein hohes Fruchtfeld, in welches wir einige zwanzig Schritte eindrangen und uns dann niederlegten. Das Pfeifen kam immer näher, und endlich hörten wir sehr deutlich die Worte: „Diane, Diane, wo bist du;" woraus wir schließen konnten, daß der Jäger seinen getödteten Hund noch nicht aufgefunden hatte. Nach diesem Abentheuer warteten wir ruhig bis die Nacht völlig hereingebrochen war;

denn da wir keine bedeutende Entfernung zurückzulegen hatten, so wollten wir um so sicherer zu Werke gehen. Als endlich der ersehnte Zeitpunkt erschien, tranken wir, brüderlich theilend, die letzten Tropfen aus unserer Flasche, um unseren Muth zu stärken; dann sagte mein Kamerad: „Nun in Gottes Namen vorwärts, in dieser Nacht werden wir noch frei oder aufgefangen, nur Muth, mag es auch kommen, wie es wolle."

Je näher wir uns dem Glück bringenden Ziele glaubten, desto rascher schritten wir vorwärts und desto muthiger wurden wir, und ich bin überzeugt, daß wir uns in jener Nacht gegen jeden Versuch, uns einzufangen, kräftig gewehrt haben würden. Während dieser ganzen Nacht ging unsere Reise ohne Hinderniß und Anstoß von statten, wir verweilten nur an einigen Quellen und Bächen, um uns durch einen frischen Trunk zu stärken, und gegen Morgen befanden wir uns auf einer Haide, woraus ich schloß, daß wir der Grenze sehr nahe wären oder sie schon überschritten hätten, welche Bemerkung ich auch meinem Kameraden mittheilte. „Auf jeden Fall," entgegnete er, „müssen wir jetzt, wir mögen nun über

die Grenze sein oder nicht, immer frisch vorwärts gehen, bis wir einen einzelnen Menschen treffen, von dem wir die nöthige Auskunft erhalten können." Ich war sehr ermüdet und meine von Blasen bedeckten Füße trugen mich kaum noch weiter; aber die Angst, dem Ziele so nahe, noch eingefangen zu werden, trieb mich vorwärts, und ich bot meine letzten Kräfte auf, um mit meinem Kameraden, der besser als ich zu Fuße war, gleichen Schritt zu halten.

Zum vierten Mal seit unserer Flucht erhob sich die Sonne, und noch immer wußten wir nicht, ob es uns gelungen war, das preußische Gebiet, das wir so gern hinter uns zu sehn wünschten, zu verlassen. Endlich kam ein altes Weib die Straße hergeschlichen, und obgleich mein Kamerad ihre Erscheinung für ein ungünstiges Zeichen hielt, so redete er sie doch an: „He, Mutter, wie heißt das Dorf, aus welchem Ihr kommt?" Die nächste Stadt wollen die Herren sagen, die heißt Wustrow. „Ist Wustrow hannöverisch?" Nein, hannöverisch ist es gewesen, jetzt ist es französisch. „Also hier sind wir schon auf französischem Grund und Boden?" Das versteht sich. Nach dieser erfreulichen Nachricht, eilten wir, ohne

länger zu verweilen, vorwärts, erreichten nach kurzer Zeit ein einzelnes Wirthshaus, aus dessen Fenster ein französischer Reiter herausschaute. Bei diesem Anblicke fielen wir einander um den Hals und dankten Gott, daß wir so glücklich der Gefahr entgangen waren und das Land erreicht hatten, das für uns der Sitz der Freiheit war.

Die Franzosen, die seit nicht so langer Zeit Hannover besetzt hielten, hatten, um ihre neue Herrschaft sicherer und fester zu begründen, allenthalben kleine Abtheilungen von Truppen in die Städte und Dörfer vertheilt, weshalb wir auch gleich hier Franzosen fanden. Als wir in das Wirthshaus traten, kam uns der Wirth entgegen und fragte, was wir wollten und wo wir her kämen; wir entgegneten, daß wir bei ihm frühstücken wollten, und daß er aus unserm Anzuge allenfalls errathen könne, aus welchem Lande wir kämen, so erkundigte er sich, ob wir auch bezahlen könnten, und fügte hinzu, er wäre nur zu oft von Leuten unserer Art betrogen worden, und jetzt könne er einen solchen Verlust um so weniger ertragen, da er den Franzosen da ganz umsonst ernähren müßte. Um ihn zu beruhigen und zu überzeugen,

daß er es mit ehrlichen Leuten zu thun hätte, bezahlten wir Alles, was wir empfingen, auf der Stelle, worauf er denn bald artiger wurde, sich zu uns setzte und uns zu unterhalten suchte. Ja, sonst, meinte er, wären freilich ganz andere Zeiten gewesen, als jetzt, da hätte man doch noch etwas verdienen können, sein Haus wäre von Preußen gar nicht leer geworden, und beständig hätten Werber bei ihm gelegen; viele Rekruten wären in dieser Stube angeworben worden, und die meisten hätten dann ihr halbes Handgeld bei ihm verzehrt. Aber jetzt, seit dem das verwünschte Franzosenvolk im Lande wäre, hätte sich alles geändert, aber nicht gebessert; das hannöverische Heer wäre aufgelöst worden und die meisten Soldaten verschwänden, ohne daß man wüßte, wo sie hinkämen (sie gingen an die Küste und wurden von da nach England abgeholt). Ueber die französische Einquartirung beschwerte er sich gar sehr, er nannte sie wahre Plagegeister, denen Nichts gut genug wäre und die ganz vortrefflich bewirthet sein wollten.

Uns kümmerten die Klagelieder des Wirthes wenig; denn wir waren von Herzen froh, daß wir endlich bei den Franzosen angelangt waren, obgleich es

keinen von uns Beiden einfiel, hier Kriegsdienste zu nehmen, sondern wir wollten bei der ersten Behörde um Pässe bitten und uns dann jeder in seine Heimath begeben. Mein Gefährte war ein geborner Oesterreicher und seiner Profession nach ein Hutmacher, den die preußischen Werber berauscht und in der Trunkenheit angeworben hatten. Wir waren eigentlich gesonnen, diesen Tag hier zuzubringen, um uns von unserer Anstrengung wieder zu erholen, als wir aber mit unserer Casse zu Rathe gingen und ihre Schwäche erkannten, so hielten wir es für zweckmäßiger, nach eingenommenem Mahle weiter zu ziehen. Den französischen Reiter betrachteten wir sehr aufmerksam; er gefiel uns außerordentlich wohl, er hatte einen so schönen militairischen Anstand, wie man ihn damals unter den preußischen Truppen nicht gewohnt war.

Wir gingen nun nach Wustrow, meldeten uns bei dem Burgemeister und baten ihn um Pässe in unsere Heimath; aber er schlug unseren Wunsch ohne Umstände ab, und versicherte, daß es ihm streng untersagt sei, ohne höhere Erlaubniß Pässe in das Ausland auszustellen. Wenn wir aber Lust hätten in den französischen Kriegsdienst zu treten, so sollten wir

gleich hier angenommen werden, und dazu wolle er uns recht sehr rathen, ehe wir mit Gewalt aufgegriffen und unter die Soldaten gesteckt würden; denn die Franzosen spaßen nicht, sagte er, die sind gar schlimm. Wir bemühten uns, ihn zur Ausstellung unserer Pässe zu vermögen und wollten nichts vom französischen Dienste wissen, als ein Mann in rother Uniform mit dunkelblauen Aufschlägen hereintrat und uns freundlich als Kameraden begrüßte. „Wie ich höre, seid Ihr eben erst zu uns herüber gekommen, das habt Ihr gescheit gemacht; ja, das französische Soldatenleben ist freilich etwas ganz anderes, als Eure preußische Sclaverei, hier wird der Soldat bei dem Bürger einquartirt, der ihm Alles geben muß, was er nur begehrt, dazu erhält man herrliche Montirung, guten Sold und ist immer in Feindes Lande, (der Mensch war übrigens selbst ein geborner Hannoveraner) wo man Beute genug machen kann, und einem überall die schönsten Mädchen zu Gebote stehen. Handgeld giebt es bei uns freilich nicht; aber was nützen auch die Paar Thaler, die in den ersten 14 Tagen schon wieder verthan werden. Ihr wollt zwar Pässe haben; aber die bekommt Ihr hier nicht, und wenn

Ihr weiter geht, was Euch allerdings Niemand wehren kann, so werden Euch die Gensd'armen bald genug erwischen und Euch, nach französischer Manier, wie das liebe Vieh zusammengekoppelt, nach Celle schleppen, wo Ihr Dienste nehmen müßt, wenn Ihr auch nicht wollt; denn jeder Mann, der keinen Paß zu seiner Legitimation vorzuweisen hat, wird angehalten, und wenn er dazu tauglich ist, unter die Soldaten gesteckt."

Ich sah meinen Kamerad an, und dieser richtete seine Augen auf mich, so daß es aussah, als wenn wir einander fragen wollten, was in diesem eigenen Falle wohl zu thun wäre. „Nun, entschließt Euch kurz," sagte der Soldat, „der Burgemeister giebt Euch sogleich Quartier und morgen marschiren wir zusammen nach Celle, wo der Sammelplatz der Legion ist."

Allerdings erhielt zu jener Zeit in dem ganzen Churfürstenthume Hannover kein Mensch einen Paß für das Ausland, wenn er nicht bekannt und man überzeugt war, daß er zurückkehren würde, und diese Maaßregel war sehr nöthig; denn bei weitem der größte Theil der aufgelöst'en hannöverischen Truppen

war theils heimlich, theils unter allerlei Vorwänden außer Landes gegangen, um die an der Seeküste ihrer wartenden englischen Agenten aufzusuchen und sich dann nach England überschiffen zu lassen; auch andere junge Leute verließen damals ihre Heimath und traten, aus Haß gegen die Franzosen, in englische Dienste. Aus allen diesen wurde die englisch-deutsche Legion gebildet, die England in den Kriegen gegen Frankreich von wesentlichem Nutzen gewesen ist.

„Wenn das wirklich der Fall ist," sagten wir endlich, „und wenn wir durchaus keine Pässe erhalten, so müssen wir uns wohl in unser Schicksal fügen, und in der Hoffnung, daß uns hier eine bessere Behandlung zu Theil werden wird, als in dem Dienste, den wir eben mit Gefahr unseres Lebens verlassen haben, wollen wir unter die Legion treten."

Nach dieser Erklärung erhielten wir sogleich Billets und suchten unser Quartier auf. Hier ruhten wir nun seit fünf Tagen zum ersten Mal ruhig und ohne Sorgen, wir konnten uns auskleiden und ohne Furcht schlafen legen. Mein Kamerad war, trotz dem, daß ihm der Wunsch der Heimkehr versagt worden war, sehr heiter und wußte sich bald den Wirth und

die Wirthin, ein Paar bejahrte Leute, zu Freunden zu machen; er erzählte ihnen von dem preußischen Soldatenleben, von den Abentheuern, die wir in den letzten Tagen erlebt hatten, und fragte sie endlich, ob sie nicht etwa eine hübsche Tochter hätten, er sei sehr heirathslustig und habe doch einmal eine schöne Profession gelernt, worüber die Alten herzlich lachten.

# Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Celle. — Ernennung zum Fourier. — Bekanntschaft mit einem alten hannöverischen Offiziere. — Krankheit. — Genesung. — Zwist mit meinem Wirthe, wegen meines vertraulichen Verhältnisses zu seiner Tochter. — Abmarsch von Celle. — Hannover. — Zusammentreffen mit einem Landsmann und einem frühern Kameraden. — Ankunft auf dem französischen Gebiete.

Am andern Morgen traten wir, unter Begleitung des Sergeanten, der uns angeworben hatte, den Marsch an, und nach drei Tagen, die ohne bemerkenswerthe Umstände verflossen, erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, die Stadt Celle.

Wir wurden sogleich dem Chef der Legion vorgestellt, tauglich befunden und nach dem alten Schlo-

ße, das man zur Caserne umgeschaffen hatte, abgeführt.

„Aha, ein Paar Preußen, rief man einstimmig, als wir hier eintraten, wo kommt Ihr her, gewiß aus Magdeburg, und Ihr habt auch Lust Bonaparten zu dienen, das ist brav von Euch und wird Euch nicht gereuen; denn Ihr kommt hier in einen Dienst, den man sich gar nicht besser wünschen kann." Man wies uns sogleich unsere Betten an, und wir erhielten unsere Rationen, die zu unserer großen Verwunderung aus einer reichlichen Quantität Brot, Fleisch, Gemüse und Branntwein bestanden. Nachdem man uns die erste, 12 Sgr. betragende, fünftägige Löhnung ausgezahlt hatte, führte man uns zu dem Regiments-Schneider, der uns das Maaß zu unserer Montur nahm; dann versah man uns mit den nöthigen Waffen, befahl uns, diese zu putzen, rein zu erhalten und bestimmte die Stunden, wann wir in der Caserne sein mußten; übrigens aber konnten wir hingehen, wohin wir wollten und Niemand achtete auf uns.

In wenigen Tagen waren wir vollkommen und schön ausgerüstet, was den Franzosen freilich damals etwas leichtes war; denn sie brauchten die nöthigen

Artikel nicht etwa erst aus Frankreich herbeischaffen zu lassen, sondern sie bedienten sich der Vorräthe, die sie in den hannöverischen Magazinen gefunden hatten und was sich hier nicht vorfand, wurde aus den Staats-Cassen, deren sie sich ebenfalls bemächtigt hatten, angeschafft. Wo die Franzosen die Mittel zu unserer Ausrüstung und Erhaltung herbekamen, das galt uns ziemlich gleich, und es genügte uns vollkommen, wenn wir uns nur wohl dabei befanden. Unsere Legion wuchs zusehends an, fast täglich meldeten sich Hannoveraner, die zu der vor Kurzem aufgelöst'en Armee gehört hatten, ja selbst Offiziere boten ihre Dienste dem Feinde an. Meine Vorgesetzten bemerkten bald, daß ich nicht ohne Kenntnisse war; ich wurde zum Fourier ernannt, und ich muß gestehen, daß ich jetzt wirklich mit meinem Loose zufrieden sein konnte. Mein Sold war bedeutend erhöht und, in Verbindung mit den vielfachen Nebeneinnahmen, die mir mein Dienst gewährte, genügte er vollkommen, um alle nicht unbescheidenen Ausgaben anständig befriedigen zu können. Ueberdies verschaffte mir meine Stelle viele angenehme Bekanntschaften und man gestattete mir den Zutritt in mehreren geachteten Häu-

fern der Stadt, so daß ich auch, rücksichtlich der auf meinen Dienst nicht bezüglichen Verhältnisse mit meinem Aufenthalte in Celle vollkommen zufrieden sein konnte.

Unter meinen Bekannten befand sich unter andern auch ein ehemaliger hannöverischer Offizier, der von der Pike auf gedient hatte, und dem das in jenem Dienste so seltene Glück, sich bis zum Lieutenant empor zu schwingen, zu Theil geworden war. Freilich hatte er den größten Theil seines Lebens zurückgelegt, ehe er dies Ziel erreicht hatte, und jetzt war er schon zu alt und geschwächt, um bei unserer Legion Dienste nehmen zu können, was er sonst sehr gern gethan haben würde, da seine Vermögensumstände nichts weniger, als glänzend waren. Er tröstete sich damit, daß die Franzosen, wenn sie das Land wirklich behielten, mit einem alten Krieger gewiß Mitleid haben und ihn nicht verhungern lassen würden. Mit diesem geachteten Manne unterhielt ich mich sehr gern, und besonders ersuchte ich ihn mehrmals, mir einige Auskunft über die Art und Weise zu geben, wie es den Franzosen gelungen war, sich des Churfürstenthums Hannover ohne weiteres Blutvergießen zu bemächti-

gen; denn über dieses Ereigniß hörte man die verschiedenartigsten Stimmen, einer sagte: wir sind verrathen, der Andere: wir sind verkauft u. dergl. Auf wiederholtes Bitten erklärte sich der alte Lieutenant endlich bereit, mir über jene Besetzung Hannovers Aufklärung zu geben, in so weit er es nämlich im Stande sein würde.

„Ich selbst," begann mein alter Freund, „marschirte mit gegen die anrückenden Franzosen, aber leider geschah alles viel zu spät; wie war es möglich, in einem so kurzen Zeitraume, als uns damals gestattet wurde, aus den mit Gewalt ausgehobenen Landleuten brauchbare, wohlgeübte Soldaten zu machen! Während der frühern, ruhigen Jahre hatte man sich wenig um den Zustand des Militärs gekümmert, fast niemals bestanden die Compagnien aus der bestimmten Anzahl, die Hauptleute sahen es sogar gern, wenn viele Leute auf Urlaub gingen, weil ihre Einnahme dadurch zunahm. Als nun die Noth da und der Feind gleichsam vor dem Thore war, da bot man freilich Alles auf; aber das Unmögliche konnte man nicht möglich machen. Uebrigens wäre es sehr ungerecht, wenn man der Mannschaft der Regimenter, die da-

mals gegen den Feind marschirten, Feigheit oder Muthlosigkeit vorwerfen wollte; die Soldaten waren selbst über ihren Rückzug, wie über den Vertrag, der später in Suhlingen abgeschlossen wurde, so erbittert, daß viele im Zorne ihre Gewehre zerschlugen und vernichteten, und ich bin überzeugt, daß sie, wenn es zu einer Schlacht gekommen wäre, ihr Vaterland gewiß muthig vertheidigt haben würden. Aber wenn wir auch wirklich, was doch nicht so wahrscheinlich war, die erste Schlacht gewonnen hätten, so würde das dem Lande nicht den mindesten Vortheil, sondern blos Schaden gebracht haben, schwerlich hätten wir einem so mächtigen Feinde auf längere Zeit widerstehen können; denn wir waren auf das Häufchen beschränkt, aus welchem unser Heer bestand, die Franzosen dagegen würden uns mit ihren großen Massen bald überwältigt haben, und wie wäre es dann den ruhigen Bewohnern unseres Vaterlandes ergangen! Welche Gräuel, welche Unordnungen würden sich die zügellosen französischen Horden in unsern Städten und Dörfern erlaubt haben, wenn sie lebhaften Widerstand gefunden hätten! Leider sehen und hören wir täglich, wie sehr der Druck der französischen Herr-

schaft auf unserem Vaterlande lastet, trotz dem, daß Hannover als eine französische Provinz betrachtet wird; welches Loos würde da wohl unsere Mitbürger erwartet haben, wenn man es als ein erobertes, nach hartnäckigem Widerstande erobertes Land behandelt hätte! Kurz, ich bin vollkommen überzeugt, daß die Behörden, denen die Leitung der Geschäfte übertragen war, nicht wohl besser handeln konnten, als sie gethan haben."

„Ganz ohne Blutvergießen lief indessen die Besetzung des Churfürstenthums doch nicht ab; unser braver General wollte den Franzosen doch zeigen, wie das hannöverische Pulver brannte. Eines Tages, als die Feinde unsern Truppen gar zu nahe auf den Hals kamen, ließ er einen Sechspfünder einige Mal abfeuern, was den zu kecken Franzosen 8 Todte und einige 30 Blessirte kostete; zugleich warf sich unsere leichte Reiterei auf die plänkelnden französischen Husaren, und manchem dieser Burschen mag noch heute der Kopf von den Hieben der muthigen Hannoveraner schmerzen. Bald darauf wurde die bekannte Convention zu Suhlingen abgeschlossen. Die Armee zog sich in das Lauenburgische und wurde entlassen, die

Franzosen nahmen das ganze Land in Besitz und rühmten sich, das ganze hannöverische Heer geschlagen und entwaffnet zu haben, obgleich nur das einzige Scharmützel vorgefallen ist, das ich eben erwähnte. Ein großer Theil der entlassenen Truppen befindet sich jetzt schon in englischen Diensten; noch täglich begeben sich, trotz der Strenge und Wachsamkeit der französischen Behörden, Viele an die Küste, wo sie von den dortigen englischen Agenten mit offenen Armen empfangen und weiter befördert werden; ja, ich bin überzeugt, daß selbst hier in Celle mehrere Männer beauftragt sind, Soldaten für England anzuwerben und mit dem nöthigen Reisegelde zu versehen."

In dieser Art unterhielt ich mich oft mit dem wackern Manne, dem ich noch manche interessante Mittheilung verdanke; unter andern erzählte er mir auch folgende Anekdote. Ein französischer General wurde von seinem Wirthe, bei welchem er in Harburg im Quartiere lag, gefragt, ob er sich nicht auch darüber freue, daß die Einnahme von Hannover so wenig Blut gekostet habe? worauf er erwiederte, das sei ihm gar nicht recht, er hätte vom Herzen eine tüchtige Schlacht gewünscht; ihr Heer würde zwar Men-

schen verloren haben; aber das hätte nichts geschadet, Frankreich sei noch lange nicht gesund und bedürfe noch gar mancher Abführung und Aderlaß. Man erfuhr übrigens nachher, daß der General früher Arzt gewesen war, woraus sich diese Anspielung allenfalls erklären läßt.

Nicht lange sollte ich die Annehmlichkeiten meiner neuen Verhältnisse ruhig genießen; die Folgen der Angst und Anstrengung, wozu ich während meiner Flucht genöthigt gewesen war, erzeigten bei mir ein Unwohlsein, das mich allmählig immer mehr entkräftete und belästigte; so lange als möglich versahe ich indessen doch meine eben nicht sehr beschwerlichen Dienstgeschäfte, endlich aber wendete ich mich doch an den Regiments-Arzt, der mir rieth, mich sogleich in das Hospital zu begeben, wo nach wenigen Tagen sich meine Krankheit zu einem förmlichen Fieber ausbildete. Ueber drei Wochen lang lag ich ohne Bewußtsein und war dem Tode nahe, doch genaß ich endlich, der guten Pflege und sorgsamen Behandlung der deutschen und französischen Militär-Aerzte zur Ehre. Während meiner Krankheit besuchte mich mein Freund, der hannöverische Lieutenant, und mein Ka-

merad aus Magdeburg fast täglich, was ich jedoch erst später erfuhr, als sie mir erzählten, wie oft und wie lebhaft ich in meinen Fieberträumen meiner Eltern gedacht hätte. Meine Genesung schritt übrigens so langsam voran, daß ich noch gar lange das Bette hüten mußte, ehe ich Kräfte genug erhielt, um ohne fremde Hülfe gehen zu können.

Die Legion war während dieser Zeit nach Frankreich abmarschirt, nur die Kranken waren zurückgeblieben und diese wurden, so wie sie ihre Gesundheit erlangten, nicht wieder in die Caserne gelegt, sondern in Bürgerhäuser einquartirt, welches Loos auch mir später zu Theil wurde.

Die Dankbarkeit verpflichtet mich, hier des brüderlichen Beistandes eines Sergeanten, Namens Klingenberg, zu gedenken. Sobald ich mit Hülfe eines Stockes auszugehen im Stande war, begleitete er mich täglich auf meinen kleinen Spatziergängen; vermöge seiner Bekanntschaft mit der Stadt und Umgegend (er hatte als Gefreiter bei einem hannöverischen Infanterie-Regimente hier gestanden), führte er mich an alle merkwürdige und angenehme Punkte in derselben; so besuchten wir auch die Kirchen der

Stadt, besonders die, in welcher sich die unterirdische Grabstätte der Fürsten befand, die ehemals hier residirt haben; bei schönem Wetter gingen wir gewöhnlich an die Aller, die hier für kleine Fahrzeuge schiffbar wird, und vertrieben uns die Zeit mit Angeln.

Das Quartier, welches mir nach meiner Genesung angewiesen wurde, lag in einer sehr lebhaften Straße und in einem besuchten Theile der Stadt. Mein Wirth, ein wohlhabender Gürtler, war ein gewaltiger Franzosen-Feind, und auf die Hannoveraner, welche in französische Dienste getreten waren, ganz besonders erbittert. Da er mich ebenfalls für ein hannöverisches Landeskind hielt, so wurde mir eine sehr kalte Aufnahme und unfreundliche Behandlung zu Theil, ohne daß ich errathen konnte, warum mein Wirth sich so abstoßend gegen mich benahm; zufällig wurde ich nach einigen Tagen völlig darüber aufgeklärt, wenn auch eben nicht auf die angenehmste Weise. Ich sprach nämlich mit Lenchen, der gar nicht häßlichen Tochter vom Hause, die dem jungen Fourier mit günstigern Augen, als ihr Vater, anzusehen schien, als dieser plötzlich außer sich herbeistürzte und dem armen Mädchen ein Paar so derbe Ohrfeigen

gab, daß ihre so schon rothen Wangen nun wie Feuer glühten. Dieser Strafe folgte eine lange Strafpredigt, in welcher auch meiner gedacht wurde. Er meinte nämlich, ja, wenn ich dem rechtmäßigen Landesherrn diente, da wolle er gar nichts dagegen haben, wenn ich mich mit seiner Tochter unterhielte; aber daß ein so schlechter Mensch, der als Hannoveraner dem Feinde diente, seine Tochter auch noch verführen wolle, das werde er nie zugeben. „Nehme Er sich in Acht," so schloß er seinen langen Sermon, „denn wenn ich Ihn noch einmal erwische, so könnte Er dermaßen zugedeckt werden, daß Er sein ganzes Lebenlang daran dächte." „Oho," sagte ich, „Herr Wirth, nur nicht so hitzig, es fällt mir nicht ein, Ihre Tochter verführen zu wollen, auch bin ich keineswegs ein hannöverisches Landeskind, daß Sie so sehr gegen die Franzosen erbittert sind, nehme ich Ihnen gar nicht übel, ein anderer Soldat würde Ihre Grobheiten wahrscheinlich auf nachdrücklichere Weise beantwortet haben; aber weil Sie ein Hannoveraner sind, so verzeihe ich Ihnen." Mein Herr Wirth nahm diese Erklärung in einem andern Sinne, als ich sie gegeben hatte; er meinte nämlich, ich wollte da-

mit sagen, daß man von einem Hannoveraner nichts anders als Grobheiten erwarten könne; man beschuldigt allerdings die Bewohner dieses Churfürstenthums des Mangels an Artigkeit, ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich nicht entscheiden; aber ich hatte mit jenen Worten nichts sagen wollen, als daß ich den Haß gegen die Franzosen bei einem Hannoveraner ganz natürlich fände. Er antwortete mir noch heftiger, und allem Anscheine nach würden wir zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht zum Glücke ein friedliebender, vernünftiger Mann aus der Nachbarschaft herbeigekommen wäre und beide Theile besänftigt hätte. Dem armen Lenchen wurde streng untersagt, jemals wieder ein Wort mit mir zu wechseln, und im Fall der Uebertretung des Gebots wurde ihr, als Strafe, eine tüchtige Tracht Schläge zuerkannt; „wonach sich zu achten," schloß der alte Murrkopf, und schlug die Thüre zu, daß das Haus zitterte.

Das war der erste Zwist, den ich mit meinem ehrsamen Gürtlermeister hatte, es sollte aber der letzte noch nicht sein; ich war ihm nun einmal verhaßt und er ergriff jede Gelegenheit, um über mich zu spotten und zu sticheln, namentlich mußte ich viel leiden, als

er erfahren hatte, daß ich in preußischen Diensten gestanden und von Magdeburg desertirt war; für diese kleinen Unannehmlichkeiten suchte ich mich durch die angenehmen Unterhaltungen mit seiner Tochter, die, trotz seinem strengen Verbote, nicht unterblieben, zu entschädigen. Seit ich den französischen Soldatenrock angezogen hatte, war ich in der Galanterie bedeutend vorgerückt, und hier hatte ich die beste Gelegenheit, mich immer weiter auszubilden. Als ich eines Tages, während der Abwesenheit des Vaters, dem lieben Mädchen ein Küßchen geben wollte, was ich mir nach Soldatensitte dann und wann erlaubte, erschien er plötzlich in unserer Nähe und ergoß sich in Flüchen und Verwünschungen aller Art. Als er deutliche Anstalten machte, die angedrohte Strafe wirklich an seiner Tochter zu vollstrecken, so hielt ich es für meine Pflicht, mich ritterlich des armen Mädchens anzunehmen; mit einer Hand schob ich das Mädchen zurück und mit der andern parirte ich alle Streiche des ergrimmten Vaters aus. Als er aber immer erbitterter mit geballten Fäusten auf mich eindrang, sahe ich mich genöthigt, zu meiner Vertheidigung den Säbel zu ziehen. Das wirkte allerdings,

aber eben nicht zu meinem Vortheile; denn so wie ich die Waffe entblößt hatte, stürzte er, als hätte er nur das erwartet, wie besessen zur Thüre hinaus und schrie aus vollem Halse, sein Soldat wolle ihn ermorden.

Auf dieses grimmige Geschrei eilten mehrere auf der Straße vorübergehende Menschen herbei, und als sie eintraten, war das Mädchen entflohen und ich stand mit bloßem Seitengewehre in dem Hause, was mich allerdings verdächtig machte. Natürlich hatte ich nicht entfernt an einen Mord, ja nicht einmal an eine Verletzung gedacht, ich wollte blos den guten Mann in Furcht setzen und mich dadurch von seinem Anfalle befreien; er aber war nach der Wache gelaufen und kehrte eben mit der erbetenen Mannschaft zurück, die mich abführen sollte. Trotz meines Streubens und trotz aller Betheurung meiner Unschuld, mußte ich mich endlich bequemen, der Wache zu folgen, und nach wenigen Minuten stand ich schon in dem Zimmer des Platz-Commandanten, der mich hart anließ, um so mehr, da er ein Franzose, ich aber ein Deutscher war. Nach kurzer Untersuchung wurde mir, als Strafe, zwei Tage Arrest zu er-

kannt, die ich ohne Umstände abhielt und dann wieder so frei wie vorher war.

Ich läugne nicht, daß ich die Wohnung meines Wirthes mit etwas Grimm im Herzen wieder betrat; ohne ihn zu grüßen, setzte ich mich auf einen am Tische stehenden Stuhl und erwartete mein Abendessen, was ich auch bald erhielt. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich in diesem Quartiere recht gut bewirthet wurde, und wir würden uns auch am Ende wohl vertragen haben, wenn mich nicht seine Tochter so gern gesehen hätte, und das war denn doch eigentlich meine Schuld nicht; so aber konnten wir uns durchaus nicht befreunden. Um der Sicherheit willen, brachte er seine Tochter zu einer entfernten Verwandten, bei der sie auch bis zu meinem Abmarsche blieb, und nie hörte ich im Hause ihrer wieder erwähnen. Das Mädchen war wirklich ein sehr liebes, freundliches Wesen, sie war die erste, mit der ich in etwas vertrautere Verhältnisse kam, aber an Verführung war nicht zu denken; noch heute gedenke ich mit Vergnügen des artigen, rothbäckigen Lenchens, das mir so manche Stunde versüßt hat.

Als nun endlich sämmtliche Patienten, die von

der Legion zurückgeblieben waren, ihre Gesundheit wieder erlangt hatten und marschfertig waren, wurden wir ohne weitern Verzug, unter der Anführung eines Hauptmanns und einiger Lieutenants, nach Frankreich abgesendet. Anfangs waren unsere Tagemärsche sehr bequem; denn die armen Hannoveraner mußten uns von einem Orte zum andern fahren, was übrigens wohl mehr um der bei uns befindlichen Franzosen, als um unsertwillen geschah. Unsere Straße ging über Hannover; aber diese schöne Stadt war jetzt nicht mehr so lebhaft und blühend, als früher, der Druck der französischen Herrschaft lag auf allen Ständen, und viele der Vornehmen, denen es ihre Verhältnisse erlaubten, hatten sich entfernt. Wir blieben mehrere Tage hier; aber überall, wo wir uns sehen ließen, machte man uns scheele Gesichter und Alles schimpfte auf die Franzosen, denen Jedermann alles mögliche Böse wünschte.

Ich bekam hier ein sehr gutes Quartier auf der Kahlenberger Straße, bei einem Beamten, der mich ganz anders aufnahm, als mein celliſcher Murrkopf; ich aß mit an seinem Tische und betrug mich natürlich so artig, als möglich, so daß der Mann wirklich

Gefallen an mir zu finden schien. Er erkundigte sich nach meinen Familienverhältnissen und fragte, was mich eigentlich bewogen hätte, in französische Dienste zu treten, da ich doch, wie er schon an meiner Mundart höre, kein hannöverisches Landeskind wäre. Der Mann war so zuvorkommend artig gegen mich und bewies sich in allem, was er sprach, so verständig, daß ich keinen Anstand nahm, ihm alle meine bisherigen Begebenheiten, so wie meine frühern Verhältnisse offenherzig zu entdecken. Er hörte mir aufmerksam zu, schüttelte aber doch dann und wann mit dem Kopfe. Als ich meine Erzählung beendigt hatte, sagte er: „Hätten sie wohl Lust, einen jungen Menschen zu sprechen, der in Ihrer Vaterstadt geboren ist und seit einiger Zeit in einer hiesigen Werkstatt, in der mein Sohn Lehrling ist, als Goldschmidt arbeitet? Er mag ziemlich in Ihrem Alter sein und wird Sie ganz gewiß kennen. Glauben Sie sicherlich, daß ich nicht gegen Sie eingenommen bin; aber ich gestehe, daß ich doch wegen mancher Umstände in Ihrer Erzählung einigen Verdacht hege; denn jetzt sucht jeder Müssiggänger und Landstreicher seine Ränke auf solche Art zu beschönigen, und bestrebt sich durch ir-

gend ein klägliches Histörchen das Mitleid der Zuhörer rege zu machen. Sie sind, wie sie selbst sagen, ehrlicher deutscher Leute Kind, und ob Sie gleich französischer Soldat sind, so will ich doch, im Vertrauen auf Ihre Rechtlichkeit, mit deutscher Offenherzigkeit zu Ihnen reden. Für Ihre Zukunft stehen Ihnen jetzt zwei Wege offen, entweder —" indem trat der Goldschmidt herein und rief: „Ei, Vetter, wo kommst Du denn her, in unserer Vaterstadt glaubt man Dich längst todt und begraben, Du bist ja verschwunden, ohne die geringste Spur zurückzulassen, man hat sich mit den sonderbarsten Gerüchten lange herumgetragen, jetzt aber wird in unserer Vaterstadt Deiner gar nicht mehr gedacht, weil Du gar nichts hast von Dir hören lassen."

Ich war wie aus den Wolken gefallen; denn dieser junge Mann war allerdings weitläufig mit mir verwandt, wir waren Jugendgespielen und hatten fast täglich mehrere Stunden zusammen zugebracht. Seine ganz unerwartete Erscheinung wirkte mit doppelter Gewalt auf mich; denn wenn ich auch zuweilen an meine Eltern gedacht oder eine Sehnsucht mich nach der Heimath befallen hatte, so suchte ich immer

diese so schmerzlichen Gefühle zu unterdrücken und durch Zerstreuungen zu betäuben; jetzt aber, wo ich einen Landsmann, sogar einen Anverwandten, einen Jugendfreund vor mir sah, überfiel mich eine solche Wehmuth und mein Herz war so beklommen, daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Wort zu antworten. Alle Anwesenden bemerkten und theilten meine tiefe Rührung, selbst ein Paar liebenswürdige Kinder, die sich, trotz meines kurzen Aufenthaltes, schon mit mir befreundet hatten, näherten sich mir, baten mich, heiter zu sein und versuchten mich zu trösten. Endlich erleichterte ein wohlthätiger Thränenstrom mein Herz, und ich schämte mich dieses Gefühls nicht; denn es waren Thränen der Reue, die zugleich dem Andenken meiner tief betrübten Eltern galten.

Jetzt fühlte ich mich wenigstens so weit erleichtert, daß ich eine Frage nach dem Befinden meiner Eltern an meinen Landsmann richten konnte, aber mit welcher Angst erwartete ich seine Antwort; denn ich fürchtete das Schrecklichste zu hören, daß meine Eltern durch den Gram über meine Entweichung erkrankt, ja gestorben sein könnten. „Deine Eltern befinden sich jetzt ziemlich wohl; aber in den ersten

Monaten nach Deinem Verschwinden war Niemand im Stande sie zu trösten, auch jetzt haben sie Dich keineswegs vergessen, und jede Erinnerung an Dich ergreift und bewegt sie so, daß alle ihre Bekannten in ihrer Gegenwart Deiner gar nicht mehr erwähnen. So schmerzlich es Dir auch sein wird, so muß ich doch um der Wahrheit willen hinzufügen, daß sie seit jener Zeit sehr gealtert haben und kränklich geworden sind, was man allerdings wohl mit Recht dem Kummer über Deine plötzliche Entfernung zuschreibt."

Diese Nachricht bewegte mich abermals heftig, und mein mir wohlwollender Wirth glaubte diesen Moment benutzen zu müssen, um mir seine gewiß gut gemeinten Vorschläge zu machen, in denen er, durch die Erscheinung meines Landsmannes unterbrochen worden war. „Dadurch, daß die Wahrheit Ihrer Erzählung vollkommen bestätigt worden ist, ist die gute Meinung, die ich für Sie hatte, natürlich noch gestiegen," begann er, „und ich wende mich mit doppeltem Vertrauen an Ihr deutsches Herz, obgleich Sie in französischen Diensten stehen. Zwei Wege stehen Ihnen offen, um die, meiner Ansicht nach, jedes Deutschen unwürdigen Verhältnisse zu verlassen, in

denen Sie sich jetzt befinden: entweder kehren Sie reuig in die Arme Ihrer um Sie bekümmerten Eltern zurück, bei denen Sie gewiß die liebevollste Aufnahme und gütige Verzeihung Ihrer jugendlichen Vergehungen finden werden; oder, wenn Sie dem Stande, dem Sie jetzt angehören, durchaus treu bleiben wollen, so treten Sie wenigstens unter die Fahne der guten Sache, und in diesem Falle verspreche ich Ihnen, dafür zu sorgen, daß Sie, trotz aller französischen Aufpasser und Spione, ohne Gefahr die Grenze erreichen sollen. Welchen dieser Vorschläge Sie nun annehmen mögen, so müssen Sie sich kurz entschließen; denn nur wenig Zeit ist Ihnen gestattet, und die günstige Gelegenheit, die sich hier durch meine Vermittelung darbietet, wird sich so leicht nicht wieder finden."

Ich hatte mich unterdessen wieder etwas gefaßt, so daß ich diese Vorschläge ziemlich ruhig überlegen konnte und bald zu einem Entschlusse gelangte, den ich auch sogleich in der folgenden Antwort aussprach: „Ich ehre und achte Ihren väterlichen und gewiß gut gemeinten Rath und Sie haben sich nicht geirrt, wenn Sie, trotz meines französischen Gewandes, ein deutsches Herz in mir suchten; aber dennoch kann ich kei-

nen Ihrer Vorschläge annehmen, und ich bin fest entschlossen, in meinen jetzigen Verhältnissen zu bleiben. Ich hoffe übrigens, daß auch Sie die Gründe, die mich dazu bewegen, nicht verwerflich finden werden: wollte ich jetzt in meine Vaterstadt zu meinen Eltern zurückkehren, so würde ich dem mir unerträglichen Spotte und Hohne aller Bewohner derselben ausgesetzt sein, man würde früher oder später meine zeitherigen Schicksale erforschen, was mich selbst in Gefahr bringen könnte; mein Vater ist nicht vermögend genug, um mir an einem andern Orte eine Laufbahn für meine Zukunft zu eröffnen, und endlich bin ich seit der langen Zeit, die seit meiner Entweichung verflossen ist, unter den Soldaten, wenn auch nicht grade verwildert, doch dem bürgerlichen Leben so entfremdet, daß ich mich schwerlich so leicht wieder an dessen ruhigern Formen und Gebräuche gewöhnen würde; eben so wenig habe ich Lust, unter Englands Fahnen zu dienen, und zwar vorzüglich deshalb, weil man dort den Soldaten eben so wenig achtet und eben so hart, ja fast noch härter behandelt, als es in dem preußischen Heere gebräuchlich ist, das ich deshalb verlassen habe. Ich bin darum fest entschlossen, den Pfad, auf welchen mich mein

Schicksal geführt hat, nicht zu verlassen; falle ich, so sterbe ich den Tod eines ehrlichen Soldaten, und wenn mich das Schicksal erhalten will, so kann ich auch in diesem Stande mein Glück machen und auch hier, wenn ich, so viel in meinen Kräften steht, das Elend, das überall im Gefolge des Krieges erscheint, zu mindern suche, viel Gutes stiften."

Alle staunten über meinen Entschluß, der ihnen ganz unerwartet kam, besonders mein Wirth, der mit Sicherheit darauf gerechnet hatte, daß ich mich für einen seiner Vorschläge entscheiden würde. „Nun dann," sagte er, „so bleibt alles, was wir bis jetzt besprochen haben, unter uns, und ich hoffe, daß Sie mein Zutrauen nicht mißbrauchen werden." Ich versprach ihm die strengste Verschwiegenheit, und habe dies Versprechen auch gewissenhaft gehalten.

Mein Landsmann erzählte mir noch mancherlei aus meiner Vaterstadt und schied erst spät von mir, nachdem ich ihn dringend gebeten hatte, nur meinen Eltern meine jetzigen Verhältnisse mitzutheilen, was er mir auch damals zusagte, aber leider nicht gehalten hat; denn er benachrichtigte in seiner Unbesonnenheit seine Freunde von meinen Schicksalen, und

verursachte dadurch meinen Eltern von neuem vielen Kummer.

Am andern Morgen, als ich der Besorgung meiner Dienstgeschäfte halber ausging, begegnete mir ein Mensch, der mir sehr bekannt erschien; auch er blickte mich verwundert an, doch gingen wir beide, ohne einander anzureden, weiter. Einer meiner Kameraden lud mich ein, mit ihm in einem Wirthshause zu frühstücken, und kaum hatten wir uns hier niedergesetzt, als derselbe Mann eintrat und sich ebenfalls etwas reichen ließ. Er setzte sich mir gegenüber, sah mich starr an und sagte endlich: „Nein, ich täusche mich nicht, standen Sie nicht früher in preußischen Diensten und wurden Sie nicht vor einigen Jahren nach Magdeburg gebracht?" Als ich diese Fragen bejahte, fuhr er fort: „Erinnern Sie sich nicht eines Soldaten, dem Sie Ihre Civilkleider zum Verkauf übergaben? Das war ich selbst, und ich muß Sie tausend Mal um Verzeihung bitten, daß ich damals Sie hintergehen mußte; aber nur mit Hülfe Ihrer Kleider gelang es mir, aus Magdeburg zu entkommen, und nur Ihnen verdanke ich es, daß ich mich jetzt so wohl befinde. Ich arbeite nämlich hier

in einer Werkstatt und habe die beste Hoffnung, durch eine Verbindung mit meiner schon seit mehreren Jahren verwittweten Meisterin mein Glück auf immer zu begründen. Ich stehe demnach noch in Ihrer Schuld, hoffe aber, daß Sie mir verzeihen werden, daß ich so lange Ihr Schuldner geblieben bin, auch sollen Sie keinen Schaden davon haben." Bei diesen Worten zog er seinen Beutel und wollte mir den vollen Werth meiner Kleider ersetzen; aber ich, der ich diesen Verlust längst verschmerzt hatte und jetzt nicht in Geldnoth war, weigerte mich, und wir kamen endlich überein, die kleine Summe zusammen zu verzehren.

Nach dem Frühstücke lud er mich ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, was ich auch gern that; seine Meisterin, eine noch junge, lebhafte Frau, nahm mich sehr freundlich auf und suchte mir, als mich ihr zukünftiger Ehemann, als das Werkzeug seiner Rettung aus Magdeburg vorgestellt hatte, auf jede Art ihre Dankbarkeit zu beweisen. Wir feierten einige recht glückliche Stunden, und die erfreulichen Aussichten dieses durch mich geretteten Schneiders erregten sogar einigen Neid bei mir, wenn ich bedachte, wie

er nun im ruhigen, bürgerlichen Wohlstande seine noch übrige Lebenszeit zubringen würde, während ich, allen Launen des Schicksals Preis gegeben, vielleicht noch lange Jahre mich umher treiben mußte. Seine Flucht aus Magdeburg war weit weniger schwierig und gefahrvoll gewesen, als die meinige, weil ihn die bürgerliche Kleidung vor jeder Entdeckung geschützt hatte.

Heiter verließ ich die Wohnung des glücklichen Paars, und noch gerade zur rechten Zeit; denn erst jetzt fielen mir zu meinem Schrecken meine Dienstgeschäfte ein, die zwar nicht von Bedeutung waren, aber doch pünktlich besorgt werden mußten, und die ich über dies merkwürdige Zusammentreffen ganz vergessen hatte.

Ich machte Alles so schnell als möglich ab, und kehrte in mein Quartier zurück, wo man schon lange mit dem Mittagsessen auf mich gewartet hatte; die Erzählung meines Abentheuers, das Allen Vergnügen machte, entschuldigte mich jedoch hinlänglich.

Unser Marsch bis zum Rheine lieferte nichts Bemerkenswerthes, und ich erreichte glücklich die Stadt Coblenz, wo wir den Rhein überschritten und die erste Nacht auf französischem Gebiete zubrachten.

# Sechstes Kapitel.

Strenge Mannszucht. — Abmarsch von Coblenz. — Luxemburg. — Montmedi. — Marsch durch die Champagne. — Paris. — Aufenthalt daselbst. — Marsch über Etampes, Orleans, Blois, Tours, Poitiers. — Ankunft zu la Rochelle. — Abfahrt nach dem endlichen Bestimmungsorte, der Insel Re.

Die schöne Stadt Coblenz machte einen sehr angenehmen Eindruck auf uns, sie hat eine herrliche Lage, gerade an der Stelle, wo sich die Mosel mit dem Rheine vereinigt, und das ihr gegenüber an der andern Seite des Rheins liegende, sehr feste Bergschloß Ehrenbreitstein erhöht die Schönheit der Gegend noch bedeutend. Es herrscht hier ein sehr reges Leben, zufolge der günstigen Lage an einem schiffbaren Strome,

und überdies war die Stadt jetzt fast überfüllt von französischen Truppen, die sich alle nach dem berühmten Lager von Boulogne begaben, das damals errichtet wurde, um mit den dort versammelten Truppen England zu erobern. Unter den Truppen, die wir hier trafen, befanden sich viele Deutsche; sie meinten, Englands letzte Stunde würde nun bald geschlagen haben, und sie freuten sich schon auf die reiche Beute, die sie dort zu machen gedachten. Wie voreilig und eitel diese Hoffnung war, hat der Erfolg bewiesen.

Ich hatte mir früher von Frankreich und allem, was nur französisch hieß, einen ganz besondern, sehr hohen Begriff gemacht; seitdem ich mit den Franzosen in genauere Berührung gekommen war, hatte sich diese Idee nicht wenig vermindert, und jetzt, nachdem ich das französische Gebiet betreten hatte, fand ich auch gar manches anders, als ich es erwartet hatte. Gleich am ersten Tage wurde uns streng anbefohlen, daß wir uns von nun an gegen unsere Wirthe auf das Beste zu betragen hätten, und daß jedes Vergehen gegen diesen Befehl, hart bestraft werden würde. Das klang nun freilich ganz anders, wie in Han-

nover, wo sich die Soldaten alle Freiheiten erlaubten, und die Bürger und Bauern so gering achteten, daß sie oft, wenn sie von Jemanden verächtlich sprechen wollten, sagten: der Mensch verdient nicht besser behandelt zu werden, als ein hannöverischer Bauer. Hier aber wurde, wie billig, der Bürger und Bauer in jeder Art geschützt, und kein Soldat durfte sich ungestraft etwas zu schulden kommen lassen. Bis jetzt waren wir einen großen Theil des Weges gefahren worden; aber von hieraus genossen wir diese Bequemlichkeit nicht mehr, sondern wir mußten uns gefallen lassen, zu Fuße weiter zu marschiren.

Der damaligen Einrichtung gemäß, wurden alle Truppen, sobald sie den französischen Boden betreten hatten, von einem Kriegs-Commissair gemustert, und erhielten dann von diesem ihre weitere Marsch-Route. Als diese Musterung bei uns statt fand, betrachtete uns der Commissair verwundert, weil er noch keine französische Truppen in rother Montur gesehen hatte; wir erhielten fünftägige Löhnung, unsere Ration an Brot und den Befehl, gerade nach Paris zu marschiren, von wo aus wir weiter nach la Ro-

chelle, wo unser Regiment in Garnison stand, befördert werden sollten.

Wir zogen über Berncastel nach Trier, wo wir sehr spät ankamen; am andern Morgen brachen wir vor Tagesanbruch wieder auf, so daß ich von dieser alten merkwürdigen Stadt nichts sagen kann, als daß wir hier sehr guten, billigen Moselwein erhielten.

In Luxemburg wurden wir abermals von einem Kriegs-Commissair gemustert, der uns auch wieder Löhnung auszahlte. Die Festungswerke der Stadt waren in dem besten Zustande und so vortrefflich, daß sie, meiner Ansicht nach, wohl mit denen von Magdeburg wetteifern konnten.

Unser nächstes Nachtquartier war Montmedi, ein hübsches Städtchen, das ebenfalls gut befestigt ist. Hier ereignete sich ein unglücklicher Vorfall, von dem ich zufällig Augenzeuge war und dessen ich mich noch ganz deutlich erinnere. Am Markte, in der Nähe meines Quartiers, sollte am Morgen ein sehr starker, großer Ochse geschlachtet werden; er war nicht gehörig gefesselt worden, und als man im Begriffe war, den tödtlichen Streich gegen ihn zu führen, riß er sich los, warf die Schlächterburschen über den Haufen und

rannte brüllend durch die offene Thür auf die Straße. Das erste Opfer seiner Wuth war ein vorübergehendes Mädchen, dann bemerkte er meine sich eben zum Abmarsche versammelnden Kameraden, deren rothe Kleidung ihn noch mehr reizte; aber sie waren flink genug, um zu entfliehen oder dem wüthenden Thiere auszuweichen, das noch mehrere Straßen durchlief, und endlich auf eine allein stehende Schildwache los rannte. Wie der Soldat den Ochsen herankommen sieht, tritt er einen Schritt zurück, verliert aber die Geistesgegenwart nicht, sondern stößt sein Bajonett dem Thiere so geschickt zwischen die Rippen, daß es nur noch einige Schritte thut, und dann todt zur Erde stürzt. Der Ochse hatte indessen doch noch so viel Kraft gehabt, daß er den muthigen Soldaten niederwarf, und dieser wurde durch den harten Fall so betäubt, daß er bewußtlos weggetragen werden mußte.

Von hier aus ging unser Marsch über Verdun und Chalons an der Marne nach Epernai. In diesem, wegen seines bedeutenden Handels mit dem in der Umgegend wachsendem Champagner, berühmten Städtchen hatte ich das Vergnügen, einige der großen

Weinniederlagen in ungeheuren Kellern, in denen die verpichten Flaschen aufgeschichtet sind, zu besehen. Ich konnte unmöglich diese gute Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne diesen herrlichen Rebensaft, von dem die Flasche hier nur 12 bis 16 Sgr. kostet, zu versuchen.

Die nächste Stadt war Chateau Thierry, wo die Gegend das zeitherige eintönige Ansehen verlor und angenehmer wurde. Das alte feste Schloß, das über der Stadt auf einem Hügel liegt, sahen wir schon aus weiter Entfernung.

Endlich erreichten wir Meaux, das letzte Nachtquartier vor der Stadt, auf die jetzt die Augen von ganz Europa gerichtet waren, und welche die Aufmerksamkeit aller Politiker immer mehr auf sich zog; denn am 1. Mai d. J. war der erste Consul Bonaparte von dem Senate und dem Volke zum Kaiser ernannt worden.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto lebhafter wurde die Straße und desto ansehnlicher die Dörfer, die eine Menge schöner Landhäuser enthielten, so daß wir unser Ziel schon oft erreicht zu haben glaubten. Nach einem, wegen des anhaltenden Regens,

sehr beschwerlichen Marsche langten wir ganz durchnäßt an der Barriere von Paris an, wo wir von dem wachhabenden Offizier angehalten und examinirt wurden. Unser Detaschement, das aus etwa 50 Mann bestand, mußte hier halt machen, und nur der uns führende Offizier und die Fouriere, zu denen auch ich gehörte, erhielten die Erlaubniß, nach der Präfectur zu gehen und unsere Ankunft dort zu melden.

Wir irrten lange in der großen Stadt herum, und unsere Ermüdung nöthigte uns, einige Mal einzukehren, um uns zu erfrischen. Wie erstaunten wir über den Glanz und die Pracht der Kaffeehäuser und Restaurationen, die wir betraten, wir fürchteten fast, man würde uns neben den geputzten Gästen nicht beachten oder gar abweisen; aber wir wurden eben so schnell bedient, wie die Andern. Die anwesenden Franzosen waren, wie alle ihre Landsleute, neugierig, zu erfahren, zu welchem Regimente wir gehörten und aus welchem Lande wir stammten; in einem dieser Häuser erhob sich fast ein Streit darüber, ein Gast behauptete, wir wären Engländer, ein Anderer widerlegte ihm sehr heftig und sagte, ob er wohl dächte, daß bewaffnete Engländer nach Frankreich kommen

könnten; „non c'est impossible" (nein, das ist unmöglich), rief er aus. Damals dachte freilich Niemand daran, daß die englischen Truppen Frankreich betreten würden; zehn Jahre später wurden sie jedoch eines bessern belehrt. Einem alten Herrn, der uns näher trat und höflich fragte, welcher Nation wir angehörten, antwortete ich, da mir die französische Sprache schon ziemlich geläufig geworden war, wir gehören zu der vor kurzen in Deutschland errichteten hannöverischen Legion. „Seht Ihr," sagte der Alte, indem er sich zu den Gästen wendete, „es sind zwar keine eigentliche Engländer, aber doch halbe untergeschobene, deren sich Napoleon erbarmt, und die er unter seine siegreichen Truppen aufgenommen hat. Nicht wahr, der Dienst gefällt Euch, ja, über einen französischen Soldaten geht nichts auf der ganzen Welt, besonders jetzt, wo wir keine Republik mehr sind, sondern ein großes, mächtiges Kaiserreich, das von dem ersten Helden seiner Zeit beherrscht wird." Vive Napoleon! vive l'empire! rief Alles aus vollem Halse, und uns zu Ehren fügte man noch hinzu: Es leben alle braven Soldaten!

Des längern Herumlaufens und Fragens müde,

versprachen wir einem müssigen, an der Ecke einer Straße stehenden, Burschen, ein Paar Sous, wenn er uns nach der Präfectur bringen wollte. Als wir das weitläuftige Gebäude betreten hatten, wurden wir zuerst zu dem Präfecten gewiesen und dann in das Bureau des Kriegs-Commissairs geführt, wo wir unsere Marsch-Route erhielten und zugleich die Anweisung, uns in eine der hiesigen Casernen, wo das Depot eines Bataillons der alten Garde lag, zu begeben. In der Caserne wies man uns einen großen Saal an, in welchem wir hölzerne Bettstellen mit Strohsäcken fanden, die von Wanzen wimmelten; unsere Offiziere wurden jedoch in der Nähe in Bürgerhäuser einquartirt.

Wir hatten nun nichts eiliger zu thun, als unsere Kameraden, die seit mehreren Stunden unter freiem Himmel dem übelsten Wetter ausgesetzt gewesen waren, herbeizuholen; wir, die wir das schöne Quartier einstweilen besorgen mußten, hatten übrigens von dem Regen und dem in den Straßen von Paris so häufigen Kothe nicht viel weniger gelitten. Es war ziemlich spät Abends, als das Detaschement eintraf; wir hatten weder Feuer, noch Holz, weder

Topf, noch Tiegel; Mancher von uns hatte kaum einen Sous in der Tasche, überdies waren wir ganz durchnäßt und hatten nicht die geringste Aussicht, daß wir diesen Abend noch irgend etwas zu unserer Erquickung erhalten würden; ja, wir hatten nicht einmal Licht, mußten uns im Dunkeln behelfen, und, was das Schlimmste war, nach dem Zapfenstreiche ließ die vor der Caserne stehende Schildwache keinen Menschen aus dem Thore.

Das war die erste traurige Nacht, die ich als französischer Soldat zubrachte, und doch war mein Loos noch viel besser, ja, gegen das der andern Soldaten, beneidenswerth; denn ich war hinreichend mit Gelde versehen, so daß ich mir alles, was ich gebrauchte, von dem Casernenwirthe anschaffen konnte; viele meiner Kameraden aber hatten schon heute Mittag ihr letztes Brot verzehrt, und mußten sich nun durstig, hungrig und durchnäßt niederlegen, und das in einer Stadt, in welcher Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen herrscht. Das Lärmen und Fluchen nahm die ganze Nacht kein Ende; denn so müde auch die Leute waren, so konnten doch nur wenige schlafen, weil die große Menge von Ungeziefer und

die Kälte sie unablässig quälten und wieder erweckten.

In dieser schlaflosen Nacht stellte ich mancherlei Betrachtungen an, besonders erinnerte ich mich des alten Franzosen, der heute in dem Kaffeehause uns versichert hatte, es ginge nichts auf der Welt über den französischen Soldatenstand; wenn er diese Nacht mit uns hätte zubringen müssen, würde er gewiß anders gesprochen haben.

Endlich verkündigte die Trommel uns den Anbruch des Tages; bald erschienen unsere Offiziere, die ihre Quartiere eben so wenig rühmen konnten, wie wir, und die versicherten, daß sie in Paris bei weitem nicht die günstige Aufnahme gefunden hätten, wie in den Städten der Provinzen, durch welche wir marschirt waren. Wir mußten uns versammeln und wurden genau gezählt; denn ohne eine solche Zählung wurde weder Sold ausgezahlt, noch die nöthige Anweisung auf Lebensmittel ausgestellt. Dennoch erhielten wir erst gegen 3 Uhr Nachmittags die für uns bestimmten Rationen und eine fünftägige Löhnung; die französischen Gardisten, die in derselben Caserne lagen, waren so gefällig, uns ihre Kochgeschirre zu

leihen, und nach einigen Stunden, um 5 Uhr etwa, war unser Mahl zubereitet und wurde aufgetragen. Viele meiner Kameraden hatten seit 24 Stunden wenig oder nichts genossen, manche wurden fast ohnmächtig und alle verwünschten Paris, besonders als sie vernahmen, daß der Tag unseres Abmarsches noch nicht bestimmt werden konnte, weil man nicht gewiß wußte, ob unser Regiment noch in la Rochelle stand. Seit dem wir uns in Frankreich befanden, hatten unsere Soldaten täglich 5 Sous Zulage erhalten, um sich in ihren Quartieren etwas dafür zubereiten zu lassen, hier aber wurde Fleisch ausgetheilt, das wir selbst zubereiten mußten, und die Austheilung fand so spät statt, daß wir täglich Hunger litten.

Nach eingenommenem Mahle ging ich mit einem Corporale aus, um doch wenigstens einen Begriff von dem Leben in dieser merkwürdigen Weltstadt, die damals gegen 700,000 Menschen enthielt, zu erhalten. Erstaunt betrachtete ich das rastlose Treiben der Menschen von allen Ständen, die in den an vielen Orten wohl einen halben Fuß hoch mit Koth bedeckten Straßen hin und her eilten. Da sah man Staatswagen im vollen Trabe zwischen hochbeladenen Fuhr-

mannswagen und schmutzigen Karren, die den Dreck und das Kehrigt einsammelten, Fischweiber und Gemüßhändlerinnen in großen Holzschuhen, zierlich geputzte Stutzer und Damen, die, um des Schmutzes willen, ihre Kleider hoch in die Höhe hoben, was wenigstens den Vortheil gewährte, daß man manche schöne Wade zu sehen bekam. Besonders lebhaft war es an den Ufern der Seine, die Paris durchströmt, größere und kleinere Fahrzeuge brachten die Produkte der verschiedenen Provinzen Frankreichs hieher und wurden mit den Erzeugnissen der hiesigen Fabriken beladen; an vielen Plätzen und in den besuchtern Straßen standen ein- und zweispännige Miethwagen bereit, um jedermann für eine billige Belohnung in die verschiedenen Theile der Stadt zu bringen; Verkäufer aller Art, die ihre Waaren im gellenden Tone ausriefen und anpriesen, belebten das Gedränge noch mehr.

Nachdem wir uns einige Stunden so herumgetrieben hatten, kehrten wir, fast betäubt von dem ewigen Lärmen, in unsere Caserne zurück; aber gegen Abend begaben wir uns in ein nahes Weinhaus, um zu sehen, wie es da zuginge. Unglücklicherweise

waren wir, was Fremden sehr leicht begegnen kann, in eins der Häuser gerathen, die mehr dem Dienste der Venus, als des Bachus geweiht sind; die Stuben waren von Menschen angefüllt; Soldaten, Bürger und Freudenmädchen wogten hier unter einander herum, viele tanzten, andere zechten, wieder andere scherzten mit diesen Mädchen, die großentheils gar nicht häßlich und ziemlich gut gekleidet waren; aber durch ihr freches Betragen und ihre schamlose Zudringlichkeit uns sehr abschreckend erschienen. Da wir einmal durch den Zufall hieher gekommen waren, so beschlossen wir auch da zu bleiben und forderten eine Flasche Wein, den wir jedoch sehr theuer und zugleich schlecht fanden. Nicht lange hatten wir ruhig an unserem Tische gesessen, als zwei dieser Freudenmädchen auf uns zukamen und sich ohne Umstände nicht etwa neben uns, sondern gerade auf unseren Schooß setzten, unsere gefüllten Gläser leerten und wieder einschenkten; sie knüpften sogleich ein Gespräch in den frechsten Ausdrücken mit uns an; aber ich, der sie ziemlich verstand, wies sie kurz ab, und mein Kamerad, der sie gar nicht verstanden hatte, suchte sich ihrer auf noch bestimmtere Weise zu entledigen. Sie

entfernten sich, kehrten aber bald darauf, von mehreren ihrer Mitschwestern begleitet, zurück, und ergossen einen solchen Strom von Schimpfworten gegen uns, daß sich viele Gäste um uns versammelten und ihren Spott über uns hatten, bis zu unserem Glücke einige alte bärtige Grenadiere von der Garde sich unserer annahmen und die Mädchen zum Schweigen brachten.

Während dieses lebhaften Auftritts, ereignete sich ein neuer Umstand, der unsere Aufmerksamkeit ebenfalls rege machte; ein Taschendieb, deren es in Paris so viele giebt, hatte den Tumult benutzt und einem Anwesenden seine Uhr entwendet; dieser machte sogleich Lärm, man verschloß die Thüren und jedermann, folglich auch wir, mußte seine Taschen untersuchen lassen; in wenigen Minuten erschienen mehrere Polizeibedienten und ergriffen alle zweckmäßigen Maaßregeln; aber der Dieb war verschwunden und die Uhr verloren.

Man erzählte eine Menge Geschichten von gröbern und feinern Betrügereien, die nicht allein von männlichen, sondern auch von weiblichen Gaunern ausgeführt werden. So war vor kurzem eine sehr reich gekleidete Dame in einer schönen, wahrscheinlich ge-

mietheten Equipage, zu einem Juwelier gekommen hatte sich einen Schmuck ausgewählt, der einige tausend Franken kostete; als sie im Begriffe ist, ihn zu bezahlen, fällt ihr ein noch schönerer in die Augen, der aber freilich auch sehr theuer war, sie handelt nun um diesen Schmuck, der ihr besser gefällt, wird nach langem Hin- und Herreden mit dem Juwelier über den Preis einig, stürzt ihre Börse um und findet zu ihrem Schrecken nicht einmal die Hälfte der nöthigen Summe; sie stellt sich sehr verlegen, und bittet den Juwelier um Verzeihung, daß sie ihn umsonst bemüht habe; denn die Zeit erlaube ihr nicht, aus ihrer entfernten Wohnung noch einmal zu ihm zu kommen, und doch wünsche sie diesen Schmuck sehr gern heute Abend in einer großen Gesellschaft zu tragen. Der Juwelier erwiederte mit französischer Artigkeit, wenn sie erlaube, daß er einen seiner Leute mitschicken dürfe, so wolle er ihr recht gern den Schmuck überlassen. Sie nimmt dies Anerbieten dankbar an, fährt mit dem Commis durch mehrere Straßen und hält endlich vor einem großen Hause, der Schlag wird geöffnet und Beide steigen aus. „Hier wohnt mein Geschäftsführer," sagte sie, und führt den jungen Mann in ein

Zimmer, in welchem ein Herr und eine Dame sitzen, sie ruft den Herrn in ein Nebenzimmer, nach wenig Minuten kehrt dieser zurück und ersucht den Commis, ihm zu folgen. Der junge Mann folgt ohne Mißtrauen dem Herrn, der ihn in ein abgelegenes Zimmer führt und ganz ernsthaft fragt, wie lange er schon krank sei; ganz erstaunt erwiedert dieser, er befände sich vollkommen wohl und sei blos hier, um 2000 Franken in Empfang zu nehmen. „2000 Franken," ruft der Arzt aus, „verlangen Sie von mir; Ihre Mutter hat mir gesagt, Sie litten an einer galanten Krankheit." Das Mißverständniß klärte sich bald auf; aber trotz allen Nachforschungen konnte man die Betrügerin nicht entdecken, weil sie ihren Wagen sogleich fortgeschickt und sich zu Fuß entfernt hatte.

Solche Streiche sollen in Paris fast täglich vorfallen; nicht selten werden diese Betrüger entdeckt und ergriffen, aber wie sie ihre Strafe, die gewöhnlich in längerer oder kürzerer Haft besteht, abgehalten haben, so kehren sie gewöhnlich wieder zu ihrem schändlichen Gewerbe zurück und treiben es nur vorsichtiger und verschmitzter, als vorher.

Am folgenden Morgen erhielten wir noch keinen Befehl zum Abmarsch, was mir auch sehr angenehm war, weil ich erfahren hatte, daß der Kaiser heute über seine Garde Heerschau halten würde; ein Schauspiel, das ich gern anzusehen wünschte, um so mehr, da es die beste Gelegenheit darbot, diesen berühmten Mann zu sehen. Um die rechte Zeit nicht zu versäumen, verließ ich mit einigen meiner Kameraden schon früh die Caserne; aber ehe wir noch unser Ziel erreichten, zog ein anderes, für uns ebenfalls interessantes Schauspiel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem freien Platze war ein Infanterie-Regiment aufmarschirt und hatte ein Viereck gebildet, in dessen Mitte drei Deserteurs mit ihrer Strafe bekannt gemacht werden sollten. Begierig, diese Handlung mit anzusehen, drängten wir uns so nahe als möglich an die geschlossenen Glieder der Soldaten und erblickten in der Mitte drei Menschen, die in grobes braunes Tuch gekleidet waren und eine Mütze von demselben Stoffe auf dem Kopfe hatten. Eben las der Adjudant ihnen das Urtheil mit lauter Stimme vor; sie waren zu 10jähriger Galeerenstrafe verurtheilt, und Rochefort war die Stadt, in der sie ihre

Strafe abbüßen sollten. Nach dem Vorlesen des Urtheils bildete das Regiment eine Linie, an der sie, zum abschreckenden Beispiele für Alle, drei Mal auf und abgeführt wurden. Da sie uns jetzt näher kamen, bemerkten wir, daß sie mit langen Ketten, an denen große eiserne Kugeln hingen, gefesselt waren. Alle drei standen noch in der Blüthe ihrer Jahre und weinten bitterlich, wodurch sie das Mitleid aller Anwesenden erregten. Als sie der Adjudant den zu ihrem Transporte bestimmten Gensd'armen übergab, drängte man sich von allen Seiten herbei, um ihnen durch eine kleine Gabe ihren sauren Weg wenigstens etwas zu erleichtern; mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Gensd'armen menschlich genug waren, den Abmarsch so lange zu verzögern, bis jeder der Nahestehenden sein Scherflein mitgetheilt hatte, worauf sie mit diesem nicht unbedeutenden Reisegelde nach ihrem Bestimmungsorte abgeführt wurden.

Tief gerührt von diesem traurigen Anblicke verließen wir den Platz und eilten nun rasch nach dem kaiserlichen Pallaste, in dessen Vorhof die Musterung gehalten werden sollte. Als wir endlich auf dem großen Platze vor dem Schlosse anlangten, waren die

Truppen eben im Anzuge; aber zu unserem Verdrusse war es Niemanden vergönnt, in das Innere des mit schönen eisernen Gittern umgebenen Vorhofes zu treten. Wir suchten also, nach dem Beispiele der andern Schaulustigen, einen Platz an dem Gitter zu bekommen, was jedoch bei der Masse neugieriger Zuschauer nichts weniger, als leicht war. Endlich gelang es mir, nicht ohne einige derbe Rippenstöße, mich dem Eingange des Schlosses gerade gegenüber so weit vorzudrängen, daß ich den Vorhof übersehen konnte. Ich erstaunte über die große Masse Soldaten, die hier versammelt waren, und es schien mir anfangs unmöglich, daß sie auf diesem so beschränkten Raume militärische Bewegungen würden ausführen können. Infanterie, Reiterei und Artillerie, nebst einer Masse von Generalen und Stabs-Offizieren erwarteten hier die Erscheinung des Mannes, dessen Wink sie alle gehorchten. Plötzlich wurden die Truppen, deren Zahl sich wohl auf 10 bis 12,000 belaufen mochten, in Bewegung gesetzt; aber im Augenblicke darauf standen sie wieder regungslos, wie an den Boden gewurzelt und machten die Honneurs, die im Rühren der Trommel, der herrlichen Musik und

im Senken der Fahnen bestanden; denn der Kaiser war erschienen und saß bereits zu Pferde.

Jetzt hätte ich eher mein Leben geopfert, als meinen Platz aufgegeben, und kaum konnte ich die Zeit erwarten, bis ich so glücklich war, den Beherrscher Frankreichs zu erblicken; er ritt auf einem eben nicht sehr großen, aber schönen Schimmel, mit einer einfachen, grünen Uniform, ohne besondere Auszeichnung, bekleidet, an den Gliedern seiner tapfern Garden, die mit ihm in Italien gekämpft hatten, hin und her, stieg mehrmals vom Pferde ab und sprach mit einzelnen, sowohl mit Offizieren, als mit Gemeinen. Als er auf diese Weise alle Glieder gemustert hatte, wobei ihn ein sehr reich gekleidetes und deshalb von ihm um so mehr abstechendes Gefolge begleitete, ließ er mehrere Evolutionen und Manöver von den Truppen ausführen. Alle befohlenen Bewegungen wurden mit der größten Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt, und zugleich mit einer solchen Leichtigkeit, daß ich, der ich bisher die seit vielen Jahren mit dem Stock eingeprügelten preußischen Manöver für das Höchste gehalten hatte, mich nicht genug verwundern konnte. Ehe die Truppen

aus einander gingen, wurden an mehrere Offiziere und Soldaten Ehrensäbel und andere Auszeichnungen vertheilt; ein Mittel, dessen sich Napoleon oft bediente, um den Ehrgeiz seiner Truppen anzuregen und ihre Tapferkeit zu belohnen. Nachdem auch diese Austheilung vorüber war, zogen die verschiedenen Regimenter an dem Kaiser vorüber, und wenn sie an die Stelle kamen, wo er, von seinen Marschällen, Generalen und Adjudanten umgeben, zu Pferde hielt, so ließen sie ein lautes, freudiges vive l'empereur! erschallen. Nie sah ich eine imposantere Reiterei, als die Grenadiere zu Pferde, lauter kräftige, gediente Männer, die auf ihren großen, normannischen Rossen fast einem Corps Halbriesen glichen; eben so schön, wenn auch weniger majestätisch, sahen die Jäger zu Pferde aus; die Infanterie zeichnete sich ebenfalls rühmlich vor allen Truppen, die ich bis jetzt gesehen hatte, aus, und die Garde-Artillerie war die schönste, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Vollkommen befriedigt verließen wir den Platz und eilten unserer Caserne zu, die beinahe eine Stunde von dem kaiserlichen Pallaste entfernt war. Auf diesem Wege bedienten wir uns auch der hier auf

allen Straßen herumziehenden Savoyarden, um unsere Schuhe, die über und über von Schmutz bedeckt waren, reinigen zu lassen. Diese Knaben tragen kleine Kästchen auf ihren Rücken, die sie, sobald man ihre Dienste begehrt, welche sie übrigens oft aufdringen, auf die Erde niedersetzen, und auf diese stellt man den Fuß, der zuerst mit einem Lappen abgerieben, dann, mittelst der nöthigen Bürsten, vollends gereinigt und geputzt wird; für diesen, in einer so schmutzigen Stadt wie Paris für jeden armen Fußgänger, der viele Besuche zu machen hat, sehr wesentlichen Dienst, bezahlt man nur 1 bis 2 Sous, und viele dieser Schuhputzer treiben die Industrie so weit, daß sie während des Schuhputzens, zur Unterhaltung, dem, der sich von ihnen reinigen läßt, eine Zeitung überreichen.

Zu unserer Feude erfuhren wir bei unserer Ankunft in der Caserne, daß die Marsch-Ordre angelangt war, und daß wir folglich nur noch eine Nacht hier zubringen würden. Alle meine Kameraden wünschten, wo möglich Paris nie wieder zu sehen, wenigstens nicht als gemeine Soldaten; denn diese befinden sich allerdings weit besser auf den Dörfern und in

Landstädtchen, als in größern oder gar in den Hauptstädten.

Am andern Morgen verließen wir Paris in aller Frühe, zu einer Stunde, wo der größte Theil seiner Bewohner noch im tiefsten Schlafe lag, nur einzelne Handwerker und Tagelöhner eilten schon ihrer Arbeit zu; lange Züge von Wagen und Karren, auf denen der Stadt Lebensmittel aller Art zugeführt wurden, rasselten durch die Straßen; einzelne geschäftige Mädchen, die Milch und dergl. einkaufen zu wollen schienen, begegneten uns in ihrem netten Morgenanzuge, und hier und da ließen sich auch mehrere von den gefälligen Schönen erblicken, die sich verspätet haben mochten und jetzt rasch ihre Schlupfwinkel aufsuchten, um den Argusaugen der Polizei zu entgehen.

Die nächste Stadt, die wir erreichten, war Etampes, wo wir uns in den bequemen Betten, die uns hier zu Theil wurden, und in dem herrlichen Weine, den wir hier billig erhielten, für die zu Paris ausgestandenen Drangsale entschädigten. Die Gegend, die wir am andern Tage, wo wir bis zu der bekannten Stadt Orleans gelangten, durchzogen, war herr-

lich, fruchtbare Felder wechselten mit herrlichen Weingärten und schönen, aus Kastanien und andern Obstbäumen bestehenden, Hainen ab.

Von Orleans aus zogen wir immer längs den schönen Ufern der Loire hin, und erreichten die alte Stadt Blois, die, gleich einem Amphitheater, an einem gebirgigen Abhange vor uns lag. Wir erhielten unser Quartier in der jenseits der Loire liegenden Vorstadt Vienne, die durch eine schöne Brücke mit der Stadt in Verbindung steht; der Angabe nach, soll diese Brücke mit einem Aufwande von 1,800,000 Franken erbaut worden sein.

Auch von hier aus verfolgten wir die schöne Loire bis Tours, wo wir sie zum letzten Mal überschritten. Diese Stadt liegt auf einer von dem Flusse gebildeten Halbinsel und hat ebenfalls eine kostbare Brücke.

In Poitiers hatten wir Rasttag, und hier mußten wir uns abermals der Musterung eines Kriegs-Commissairs unterwerfen. In dieser Gegend war unser Corps schon bekannt; denn es waren schon öfters einzelne Abtheilungen hier durchgekommen und hatten sich durch ihr gutes Betragen das beste Lob erworben,

was uns jetzt vortheilhaft war. Unsere Wirthe behandelten uns alle sehr freundschaftlich und erfüllten gern jeden unserer Wünsche, und diese freundliche Zuneigung schien sich in der Tochter meines Wirthes ganz besonders gegen mich auszusprechen. Auch mir gefiel sie recht wohl; aber was half es mir, da schon der nächste Tag mich weiter führte. Die Stadt Poitiers liegt in einer reizenden Gegend, auf einer Anhöhe, und ist ringsum von Felsen umgeben; sie hat nach alter Art Mauern und feste Thürme, würde aber jetzt dem Feinde wenig Widerstand leisten.

Von hieraus ging es auf einer wohl erhaltenen Landstraße durch Wälder und über Gebirge nach Niort, wo wir mehrere unserer Offiziere antrafen, die hieher gekommen waren, um uns in Empfang zu nehmen. Wir erfuhren durch sie, daß die eine Hälfte unserer Kameraden in la Rochelle, die andere aber auf der Insel Re stand und die Batterien besetzt hielt, weil die englischen Schiffe unausgesetzt vor dem Hafen und der Küste kreuzten. Am andern Morgen brachen wir frühzeitig auf und schritten rasch vorwärts, weil wir alle begierig waren, unsern künftigen Aufenthaltsort zu erreichen. Bald erblickten wir die Wälle und

Thürme von la Rochelle, und kurz darauf befanden wir uns innerhalb der Mauern dieses Hafens. Wir wurden hier von dem Commandeur des Corps in Empfang genommen, und diejenigen, welche zu den Compagnien gehörten, die auf der Insel Re standen, mußten sich sogleich an den Hafen begeben und wurden noch diesen Abend nach ihrem Bestimmungsorte übergeschifft. Auch ich gehörte zu dieser Zahl, und verließ wohlgemuth das feste Land, in Erwartung der neuen Schauspiele und Ereignisse, die sich mir hier an meinem neuen Aufenthaltsorte darbieten würden.

# Siebentes Kapitel.

Ankunft auf der Insel Re. — Quartier zu Laflotte. — Beschreibung der Insel und des noch unverdorbenen Charakters der Einwohner. — Seedienst. — Neue Liebschaft. — Abentheuer mit den Schmugglern. — Gefecht zur See mit den Engländern. — Gefangenschaft.

Sanft glitten wir in unserm leichten Fahrzeuge über die ruhige Meeresfläche hin, und landeten nach einer Stunde am Gestade der Insel Re. Wie erstaunte ich über die neuen herrlichen Scenen, die sich auf dieser kurzen Reise meinem Auge darboten; die Sonne war eben im Sinken, wie eine große Feuerkugel tauchte sie in die ruhigen Wellen, die von ihrem Glanze beleuchtet, einem goldenen Spiegel glichen, bis der

Schimmer allmählig schwächer wurde und endlich völlig verschwand. Diese Nacht erhielten wir unser Quartier in der Hauptstadt der Insel, St. Martin de Re, und am andern Morgen gingen wir zu unsern Compagnien ab, die auf der ganzen Insel zur Bewachung der Küste vertheilt waren.

Die Compagnie, zu welcher ich gehörte, lag zu Laflotte, wo sämmtliche Soldaten bei den Einwohnern einquartirt waren; meine Fourierstelle war während meiner langen Abwesenheit besetzt worden, und ich war überzählig, wurde aber doch als Sergeant eingeschoben und bezog schon nach wenigen Tagen, auf einer Batterie von zwölf Stück Geschütz, die Wache. Bei diesen Strand-Batterien hatte man sehr zweckmäßige Wachhäuser erbaut, und ich muß gestehen, daß man sich hier unter einem gemäßigten Himmelsstriche in der freien gesunden Luft sehr wohl befand. Das Leben auf dieser, kaum 2 1/2 Meilen im Umfange haltenden, Insel war sehr angenehm, die Bewohner waren noch unverdorben und natürlich; niemals verschlossen sie ihre Häuser und dennoch hörte ich nie, so lange ich mich hier befand, von einem Diebstahle und eben so wenig wurde die Ruhe durch Zank

und Streit gestört. Die nöthigen Lebensbedürfnisse waren sehr gut und dabei wohlfeil, und die Flasche Wein kostete 1 bis 3 Sous.

Wir durchstrichen in unsern freien Stunden die ganze Insel, jede Meierei, jeder einzelne Hof wurde von uns besucht und überall wurden wir gern gesehen und gut aufgenommen; wir sahen den einfachen Arbeiten der Landleute zu und nahmen nicht selten Antheil daran, wofür sie uns freundlich in ihre bescheidenen Wohnungen einluden und mit einer Flasche Wein oder Cider erfreuten. Eben so genossen wir auch gemeinschaftlich mit den Einwohnern ihre Erholungen, die in Tänzen und Spielen bestanden, und an den Sonntagen oder den Abenden der Wochentage statt fanden; so vergingen uns Tage, und Jahre würden eben so schnell hingeschwunden sein, wenn wir so lange hätten hier bleiben können, und die Zufriedenheit und Genügsamkeit der Einwohner theilte sich uns allmählig mit. Nicht selten kam es vor, daß es uns am Gelde gebrach, ein Schicksal, das den Soldaten bekanntlich nur zu oft trifft; aber bei diesen arglosen Insulanern hatten wir Credit so viel wir nur brauchten, und die Wirthe bedienten sich zur Auf-

zeichnung unserer Zeche nicht einmal der Kreide, noch weniger der doppelten, wie es auf dem Festlande nur zu oft der Fall ist, sondern ein kleines Stück Holz diente statt der Schreibtafel und erhielt bei jeder abgelieferten Flasche Wein einen kleinen Einschnitt; wir erkannten aber auch diese Gefälligkeit und vergaßen, so bald wir unsere Löhnung erhielten, niemals unsern freundlichen Wirthen pünktliche Zahlung zu leisten. Das einzige Ungemach, das wir hier empfanden, bereiteten uns die Flöhe, die hier in zahlloser Menge hauseten, weshalb wir auch die Insel im Scherz statt Re, Flöhe nannten.

In der Nähe des Flecken Ars, im nördlichen Theile der Insel, findet man Salzsümpfe, aus denen viel Salz gewonnen wird, das einen bedeutenden Handelsartikel der Insel ausmacht. Man bereitet das Salz auf die leichteste Art von der Welt, indem man das Wasser an der Sonne verdunsten läßt, wodurch das Salz von selbst in schönen Krystallen anschießt. Man gewinnt auf diese Weise jährlich viele tausend Centner Salz, das von hieraus nach allen Provinzen Frankreichs versendet wird.

An dem Strande findet man durchsichtige Kiesel

von allen Farben, die geschliffen den böhmischen Steinen vollkommen gleichen. Viele unserer Soldaten beschäftigten sich mit dem Aufsuchen dieser Steine, und einige lernten sie auch wenigstens etwas schleifen, wodurch sie manchen Franken verdienten. So bemüht sich der Soldat allenthalben, einen Weg aufzufinden, durch den er seine spärliche Einnahme vermehren kann, und es ist ein Glück, wenn sich ihm so unschuldige Gelegenheiten darbieten und er nicht zu unerlaubten Mitteln seine Zuflucht nehmen muß.

Alle französischen Truppen, die man nur irgend hatte entbehren können, waren jetzt in dem Lager von Boulogne versammelt, und auch wir hätten dahin ziehen und den Nationalgarden die Bewachung der Küsten überlassen müssen, wenn man uns getrauet hätte; da unsere Legion fast blos aus Hannoveranern bestand, so fürchtete man, daß wir, im Falle einer Landung an der englischen Küste, zu dem Feinde übergehen würden, und deshalb blieben wir auf der Insel Re, wo die Entweichung fast unmöglich war.

Der Hafen von Rochelle wurde, trotz seiner starken Befestigung, noch durch eine bedeutende Zahl von Kriegsfahrzeugen jeder Art beschützt, die fast täglich

ausliefen, aber sich nicht weit in die See wagten, weil sie sich mit dem, beständig vor dem Hafen kreuzenden, Geschwader der Engländer nicht zu messen vermogten. Einige Mal ereignete es sich indessen doch, daß Fahrzeuge beider Nationen an einander geriethen, aber diese Gefechte dienten zu weiter nichts, als daß man vergeblich Pulver verschoß; denn die Engländer waren so klug, daß sie sich niemals bis unter die Kanonen der Hafen-Batterien begaben, wohin sie die Franzosen durch einen schnellen Rückzug gerne locken wollten. Da man alles anwendete, um dem Feinde die Spitze bieten zu können, wenn er einmal Ernst gebrauchen sollte, so suchte man die Schiffe so gut als möglich zu bemannen, und deshalb erhielten auch wir Befehl, den Dienst als Seesoldaten und Seeartilleristen zu erlernen.

Die Mannschaft an Bord der französischen Kriegsschiffe besteht aus dreierlei Arten, aus Matrosen, Seesoldaten und Seekanonieren. Die Matrosen besorgen den eigentlichen Schiffsdienst und arbeiten nur im Tau- und Segelwerke; die Seesoldaten, die leicht durch jedes andere Infanterie-Regiment ersetzt werden können, sind zur Vertheidigung des Schiffes und

zur Besetzung der nöthigen Posten auf demselben bestimmt; die Kanoniere endlich haben die Schiffs-Artillerie zu bedienen: so hat jede Waffengattung ihren besondern Dienst, aber im Nothfalle muß jeder Hand anlegen, wo es eben nöthig ist. Die Kost auf diesen Schiffen war nicht immer die beste, namentlich war das Fleisch und das Getränke oft herzlich schlecht. — Das Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, war ein Kriegsschiff zweiten Ranges und enthielt 600 Mann; aber diese Zahl war noch lange nicht hinreichend, um das Schiff gehörig bedienen und vertheidigen zu können. Ueberdies bestand diese Mannschaft kaum zum dritten Theile aus alten gedienten Leuten, die übrigen waren kaum seit einem Jahre, manche erst seit sechs Monaten im Dienste, und Allen fehlte das Selbstvertrauen, durch welches sich die englischen Seeleute so sehr auszeichnen. Viele dieser jungen Soldaten waren so wenig an das Feuer gewöhnt, daß sie bei dem Abbrennen einer vollen Lage am ganzen Leibe zitterten, was uns, im Falle eines Gefechtes mit den so geübten englischen Seeleuten, eben nicht die besten Hoffnungen gab. Von der großen Reinlichkeit, die auf allen englischen Schiffen herrscht, und zur Erhal-

tung des Fahrzeuges selbst, wie zum besten der Gesundheit der Mannschaft so nöthig ist, bemerkte man hier nur wenig, und überhaupt schien es mir, als wenn Napoleon der französischen Seemacht weit weniger Aufmerksamkeit schenkte, als der Landmacht. Ich will den Franzosen keineswegs alle Kenntnisse im Seewesen absprechen; aber so viel ich als Laie urtheilen kann, standen sie in jeder Hinsicht weit unter den Engländern, die ich, wie man bald erfahren wird, nur zu gut kennen lernen sollte.

Anfangs wollte uns Allen der Seedienst gar nicht behagen; es war auch wahrhaftig nicht leicht, mit voller Armatur die Schiffsleitern oder Wände, wie man sie in der Schiffersprache nennt, auf und ab zu klimmen; indessen, da wir uns zwei bis drei Mal täglich üben mußten, so gewöhnten wir uns nach und nach daran, und das, was uns anfangs kaum möglich schien, wurde zur Gewohnheit. Das Schlimmste war, daß wir fast unausgesetzt Dienst thun und selbst während der Nacht, auch wenn wir uns im Hafen befanden, auf dem Verdecke schlafen mußten.

Die Eskadre, die zur Deckung des Hafens von Rochelle und zum Schutze der Küste, so weit das mög-

lich war, diente, bestand aus mehreren Linienschiffen, zwei Fregatten, einigen Briggs und einer bedeutenden Zahl von sogenannten Plattbooten, von denen jedes eine Kanone von schwerem Kaliber und ein bis zwei Drehbaßen führte. Alle diese Fahrzeuge waren zur Nothdurft bemannt, doch keineswegs so, daß sie sich mit einer gleichen Zahl feindlicher Schiffe in offener See in ein Gefecht hätten einlassen können; wir liefen zwar täglich aus, gingen aber nie so weit in See, daß wir die Küste aus den Augen verloren hätten, und wenn der Wind nicht sehr günstig war, so blieben wir immer in der Nähe des Landes. Die vor dem Hafen kreuzenden Engländer wurden bei diesen Ausflügen auf mancherlei Art geneckt; wir machten einige Manöver, brannten auch wohl einige Stücke ab; aber so bald der Feind unsere Ausforderung annahm und sich uns näherte, wurden alle Segel beigesetzt und rasch unter die Kanonen der Hafen- und Küsten-Batterien zurückgeeilt.

Eines Tages, es war in der Mitte des Septembers 1805, hörten wir, als wir uns eben auf einer solchen Excursion befanden, eine heftige Kanonade auf den nur wenige Kanonenschüsse von uns

entfernten englischen Schiffen. Da wir den Wind von dort her hatten, so vernahmen wir deutlich das Jauchzen und Jubeln der feindlichen Mannschaft, das wir uns auf keine Art erklären konnten, bis wir am andern Tage erfuhren, daß Oesterreich dem Kaiser Napoleon den Krieg erklärt hatte. Zufolge dieser Kriegserklärung waren die Truppen, die in dem Lager zu Boulogne standen, sämmtlich aufgebrochen und nach Deutschland marschirt; auch wir sollten an diesem Kampfe Theil nehmen und befanden uns schon am Lande, als der frühere Befehl plötzlich widerrufen wurde. Ich wurde mit dem größten Theile des Bataillons abermals nach der Insel Re gesendet, und nur einige Compagnien thaten fortwährend Seedienste, der in der Besetzung einiger Plattboote bestand. Diese Fahrzeuge hatten eine sehr schöne Bauart, sie waren flach, gingen nur wenig unter Wasser und man konnte mit ihnen alle seichten Stellen befahren, weshalb sie auch zu der Landung bestimmt waren, mit der Napoleon damals England bedrohte, und von der er nur durch den eben ausgebrochenen Krieg mit Oesterreich abgehalten wurde.

Während des Herbstes und Winters des Jahrs

1805 drang die Kunde von den Siegen der französischen Heere über die Oesterreicher auch zu uns, zugleich aber auch die Nachricht von der Niederlage, welche der englische Admiral Nelson der französischen Seemacht bei Trafalgar beigebracht hatte. Während dieser so bewegten Zeit blieben wir in unserer Ruhe auf der Insel Re, obgleich wir jetzt gern unsere unthätige Lage mit dem Felddienste und den von ihm unzertrennlichen Beschwerden vertauscht hätten; es war wirklich sonderbar, daß das Leben auf der Insel, das uns anfangs so sehr zusagte, jetzt keinem mehr behagen wollte, und es bewährte sich hier abermals das bekannte Sprüchwort der Soldaten, daß da, wo einem Kinder und Hunde kennen, nicht mehr gut Sein ist. Mir selbst ging es nicht besser, besonders seitdem ein kleines Liebesverständniß mit einer rothwangigen Reerin sein Ende erreicht hatte. Es war mir bei den Vergnügungen, die wir mit den Einwohnern gemeinsam genossen, bald gelungen, das Herz dieses guten, unverdorbenen Naturkindes zu gewinnen, und ich liebte meine Julie aus ganzem Herzen, aber ihr Vater, der wohl einsah, daß ein solches Verhältniß zu nichts führen könnte, verheirathete meine Geliebte

wider ihren Willen an einen angesessenen Bewerber auf dem festen Lande. Ich empfand ihren Verlust tiefer, als ich geglaubt hatte, und er erzeugte in meinem Herzen eine schmerzliche Leere, die sich durch Nichts wollte ausfüllen lassen.

Um mich zu zerstreuen, durchstrich ich jetzt, so oft es mir mein Dienst erlaubte, Tagelang und ohne alle Begleitung, die Insel nach allen Richtungen, besonders besuchte ich den Theil am liebsten, wo meine Geliebte gelebt hatte; jeden Baum, unter den wir uns unterhalten, jedes Plätzchen, wo wir zusammen gesessen hatten, suchte ich wieder auf, und mit schmerzlicher Freude gedachte ich der glücklichen Stunden, die ich hier mit ihr zugebracht hatte. Auf einer solchen Wanderung überraschte mich eines Tages die Nacht, ich war unter einem Baume eingeschlafen, und als ich wieder erwachte, war es rund um mich finster, was mich jedoch wenig bekümmerte; denn ich hatte nur einige Stunden bis zu meinem Quartiere, und der Weg war mir sehr wohl bekannt. Ich erhob mich also von meinem Lager und schritt meiner Meinung nach in der Richtung vorwärts, in welcher ich den Weg nach meiner Wohnung zu finden glaubte; aber

nachdem ich geraume Zeit gegangen war, zeigte sich noch immer kein Baum oder ein anderes Wahrzeichen, nach welchem ich mich hätte richten können, ich ging indessen auf gut Glück vorwärts, bis ich endlich an dem Brausen der Wellen erkannte, daß ich mich dem Ufer der Insel näherte. Es trennte mich nur noch ein kleiner Hügel von dem Meere, und ich beschloß, diesen zu ersteigen und dann längs dem Ufer hinzugehen, bis ich zu einem der zahlreichen Wachposten gelangte, von wo aus ich mich dann leicht nach Hause finden konnte. Ich erklimmte also den Hügel und schritt, etwa einen Kanonenschuß vom Meere entfernt, auf der mit Rasen bewachsenen Ebene frisch vorwärts.

Der Himmel war heiter und der Glanz der Sterne erhellte die ganze Gegend, so daß man alle Gegenstände nothdürftig erkennen und unterscheiden konnte. Plötzlich schien es mir, als wenn sich einzelne schwarze Gestalten an dem Ufer hin und her bewegten; um mich genauer von der Sache zu unterrichten, schlich ich mich langsam dem Ufer näher, und bald bemerkte ich, daß ein kleines Fahrzeug an der Küste lag, aus welchen Waaren ausgeladen wurden.

Ohne die Folgen meiner Kühnheit zu überlegen, suchte ich mich dem Fahrzeuge immer mehr zu nähern; endlich vernahm ich die Stimmen mehrerer Personen, und ob sie gleich sehr leise mit einander sprachen, so hörte ich doch, daß sie einander zur Eile ermunterten. Ich hatte, außer meinem Seitengewehre, keine Waffe bei mir; ich war überzeugt, daß hier etwas Verbotenes vor sich ginge, und mußte mit Recht fürchten, daß meine unberufene Erscheinung nicht unbestraft bleiben würde; aber ich glaubte auch, mich nicht unentdeckt entfernen zu können, und beschloß, das Aeußerste zu wagen. Auf mein lautes: Halt, wer da? standen die finstern Gestalten wie vom Donner gerührt; ich sprang rasch hinzu, faste die erste, beste bei der Brust und fragte, was sie hier trieben. Ich sah aber bald, daß ich der schwächere Theil war; denn es umringten mich wenigstens sechs kräftige Männer, die im Begriff waren mich zu ergreifen, als ich plötzlich die Stimme meines Wirthes ganz deutlich erkannte; er rief mir zu: „seid Ihr es, Sergeant?" und als ich seine Frage bejahte, sagte er zu den andern: „Haltet ein, Freunde." Mit der Versicherung, daß weder er, noch seine Gefährten mir etwas Böses

zufügen wollten, näherte er sich mir, und sagte mit bedeutender Miene: „Nicht wahr, Ihr kennt mich nicht, Ihr habt hier nichts gesehen und Ihr könnt schweigen?“ Als ich diese Fragen bejaht hatte, ergriff er meine Hand, drückte mir etwas hinein und fügte hinzu: „Trinkt eine Flasche Wein auf unsere Gesundheit; der Weg, der nach Eurem Quartiere führt, läuft rechts an jenem Baume hin, gute Nacht, Sergeant.“

Ohne weiteres schlug ich den mir vorgeschriebenen Weg ein und erreichte nach zwei Stunden wohlbehalten mein Quartier. Alle Bewohner des Hauses waren zu Bette, nur die Wirthin öffnete ihre Thüre und brummte etwas von Nachtschwärmerei u. dergl., denn es war wirklich bald 1 Uhr; ich fragte, ob der Wirth schon zu Bette sei, und erhielt eine bejahende Antwort, was mir bewies, daß die Frau von den nächtlichen Beschäftigungen ihres Mannes wohl unterrichtet war; aber was kümmerte mich das, ich hatte ihn ja nicht gekannt. Ich verfügte mich ohne Licht, denn meine Frau Wirthin hatte selbst keins, in meine Kammer und beschäftigte mich noch lange mit Nachsinnen über das, was diese Leute wohl ge-

trieben haben möchten; denn, obgleich ich mich schon lange auf der Insel befand, so hatte ich doch noch nie von Schmugglern reden hören. Ich kämpfte auch mit mir selbst, ob es nicht meine Pflicht wäre, meinen Wirth bei der Behörde anzuzeigen, und beschloß, mich am nächsten Morgen, nach ruhiger Ueberlegung, zu entscheiden, worauf ich sanft einschlief.

Als ich die Augen öffnete, war es schon heller Tag, mein Wirth stand an meinem Bette, hatte mich geweckt, und sagte, ohne des Abentheuers der verwichenen Nacht mit einem Worte zu erwähnen, ich möchte so schnell als möglich aufstehen und mich zu meinen Kameraden begeben, die sich eben versammelten; ein Sergeantmajor sei da gewesen, um mich zu rufen und habe nebenbei erzählt, daß man auf der ganzen Insel Haussuchung halten werde, weil in den letzten Nächten eine Menge Waaren, unter andern viel Zucker, Kaffee und Taback eingeschwärzt worden wären, und den Thätern sei man schon auf der Spur. Das alles sagte mir mein Wirth zu meinem großen Erstaunen mit einer solchen Ruhe und Kaltblütigkeit, als wenn es ihn gar nichts anginge.

Ich kleidete mich schnell an und ergriff meine

Waffen, um mich nach unserm Sammelplatze zu begeben. Im Durchschreiten der Hausflur sprangen die Kinder meines Wirthes, mit denen ich mich viel abgab, auf mich zu, weil sie gewohnt waren jeder Zeit, wenn ich ausging, Abschied von mir zu nehmen, und das thaten sie auch jetzt; als ich mich herabbeugte und sie küßte, trat der Vater hinzu und sagte mit bewegter Stimme: „Sergeant, meine Kinder." Ein Blick von mir, bewies ihm, daß ich seine Erinnerung sehr wohl verstanden hatte, und damit eilte ich fort. Als ich auf dem Sammelplatze ankam, fand ich hier, außer meinen Kameraden, die Behörden aus der Hauptstadt der Insel, nebst mehreren Zollbeamten, und man erwartete nur noch die Personen, welche die Anzeige bei der Obrigkeit gemacht hatten.

Während dieser Zeit gedachte ich zufällig meines gestrigen Geschenkes, ich griff in die Tasche und wie erstaunte ich, als ich statt einiger Franken, wie ich erwartet, drei Goldstücke hervorzog, deren Anblick mich auf das angenehmste überraschte; denn seit ich Soldat war, hatte ich kein Goldstück besessen. Ich schob meinen Schatz schnell wieder in die Tasche, um bei meinen Kameraden keinen Verdacht zu erregen, und

ergriff, da man sich eben zum Aufbruch rüstete, ruhig mein Gewehr. Wenn ich meinen Wirth hätte verrathen wollen, so hätte ich bei dieser Gelegenheit leicht ein reicher Mann werden können; denn es war mir wohl bekannt, daß der Angeber die Hälfte des vollen Werthes der eingeschwärzten Waaren zur Belohnung erhielt; aber ich bedachte, wie unglücklich die Frau und die unschuldigen Kinder dieses Mannes durch meinen Verrath werden würden; überdies hatte er mir in der verwichenen Nacht gewissermaßen das Leben gerettet; denn wenn er nicht zugegen war, so hätten mich wahrscheinlich die andern Schmuggler ermordet und ins Meer geworfen, statt daß sie mich jetzt mit einer für meine Verhältnisse bedeutenden Summe beschenkt hatten; und dafür sollte ich diesen mir so wohlgesinnten Familienvater auf die Galeeren bringen? Das war mir unmöglich. Aus der Ruhe und der zuversichtlichen Miene meines Wirthes, der mir blos durch jene beiden Worte Verschwiegenheit anempfohlen hatte, schloß ich, daß die eingeschwärzten Waaren längst in Sicherheit gebracht sein mochten, und ich konnte mich deshalb einer kleinen Schadenfreude nicht enthalten, als ich die Angeber, unter denen sich auch der Vater

meiner Geliebten befand, voll Freude über den zu hoffenden Lohn, heranschreiten sah.

Wir zogen nun in mehreren Abtheilungen aus und durchsuchten mehrere Dörfer und einzelne Höfe, auch die ganze Küste wurde visitirt, womit wir fast den ganzen Tag zubrachten; erst spät Abends kehrten wir unverrichteter Sache, ohne auch nur die mindeste Spur entdeckt zu haben, ermüdet in unsere Quartiere zurück. Als ich die Stube meines Wirthes betrat, eilten mir die Kinder entgegen, um, wie gewöhnlich, meine Patrontasche zu untersuchen, in der ich ihnen fast jedes Mal irgend einige Kleinigkeiten mitbrachte; sie fragten, wo ich so lange geblieben sei, und während ich meine Gaben an sie vertheilte, trat auch der Vater herbei und richtete mit freundlichen Blicken dieselbe Frage an mich. Ich erzählte ihm die Geschichte unserer mißlungenen Expedition, und als ich hinzufügte, daß die eifrigsten Nachforschungen fruchtlos gewesen wären, bemerkte ich, daß sich seine Züge sichtlich aufheiterten und er sagte: „Ja, die Schmuggler sind gar listig, fangen lassen sie sich so leicht nicht und hübsches Geld mögen sie auch wohl verdienen; aber es bleibt doch immer ein gefährliches Gewerbe."

Hiermit endigte sich unsere Unterredung über diese Angelegenheit und nie wurde ihrer später auch nur mit einem Worte erwähnt.

So sehr die Siege Napoleons über Oesterreich den Kriegsruhm und die Macht Frankreichs erhöhten, so hatte der Verlust der Schlacht von Trafalgar das Ansehen Frankreichs zur See vermindert, ja, fast vernichtet. Mehrere der englischen Gefangenschaft entronnene Seeleute konnten nicht genug erzählen, mit welcher Begeisterung von beiden Seiten gekämpft worden wäre, und wie überlegen die Engländer sich in dieser Seeschlacht bewiesen hätten; dazu kam noch die fürchterliche Beschreibung der Pontons, auf denen die Engländer ihre Gefangenen aufbewahrten, daher wird man mir wohl glauben, wenn ich versichere, daß alle diese Nachrichten die größte Furcht unter den französischen Seeleuten verbreiteten; jeder suchte, wenn es nur irgend möglich war, dem Seedienste zu entgehen und lieber unter den Landtruppen angenommen zu werden, so daß es immer mehr an Seesoldaten fehlte, und wir wieder Dienste auf den Schiffen thun mußten.

An einem heitern Morgen, in der Mitte des

Sommers 1806, lief unser kleines Geschwader aus, um die Küste zu recognosciren und um den Feinden, deren Schiffe in der Nähe des Hafens herum schwärmten, einige Achtung einzuflößen. Ich befand mich dieses Mal am Bord eines Plattbootes, das unter dem Befehle eines Schiffs-Lieutenants Namens André stand und, 5 bis 6 gediente Soldaten ausgenommen, blos mit Rekruten bemannt war. Der Wind war uns günstig, und wir steuerten längs der Küste in der Richtung nach Bordeaux hin; viele Kauffartheischiffe benutzten die Gelegenheit, um unter unserm Schutze auszulaufen, die meisten waren nach Bordeaux und Bayonne bestimmt und einige wenige wollten nach Spanien. Während des ersten Tages segelten wir, die Küste immer im Auge behaltend, ungestört vorwärts; in der Entfernung bemerkten wir zwar dann und wann ein Segel; aber es blieb so entfernt von uns, daß wir nicht mit Bestimmtheit angeben konnten, ob es einem feindlichen Schiffe angehörte oder nicht. Während der Nacht mußten wir uns, wegen der an der Küste gefährlichen Brandung, etwas weiter vom Lande entfernen, und als der Tag anbrach, sahen wir uns zu unserem großen Erstaunen

von mehreren englischen Schiffen bedroht. Zwei Fregatten bemühten sich besonders, uns den Wind abzuschneiden, und wir boten natürlich alles auf, um ihn zu gewinnen; aber wenn uns das auch glückte, so hatten wir mit diesen beiden Schiffen immer einen Kampf zu bestehen. Unser kleines Fahrzeug, das Ruder am Bord hatte, hätte dem Feinde leicht entkommen können, aber da wir zum Schutze der andern Schiffe bestimmt waren, so durfte unser Commandeur das nicht wagen, auch wenn er gewollt hätte. Es wurden alle Segel beigesetzt und wir fuhren so rasch es gehen wollte in Front vorwärts; die zum Schutze bestimmten Schiffe bewegten sich wie Seemöven nach allen Seiten hin, und die beiden englischen Fregatten, die, ihrem Plane gemäß, uns den Wind abschneiden wollten, segelten ruhig vorwärts, in einer solchen Richtung, daß sie, wenn sie ihren Zweck erreichten, mit uns bald zusammentreffen mußten.

Der Plan der Feinde gelang vollkommen; ehe eine Stunde verging, hatten sie uns die Höhe abgewonnen, worauf sie sich mit allen Segeln gegen uns wendeten und uns mit einer vollen Lage begrüßten, die zwar keinen großen Schaden that, aber doch

die ganze Mannschaft in Bestürzung versetzte. Ehe sie abermals abfeuern konnten, erhielten sie von uns einen tüchtigen Gegengruß, der sie stutzig machte. Unsere Schiffe manövrirten so gut, daß wir gewiß den Sieg davon getragen hätten, wenn unsere Feinde ohne Beistand geblieben wären; aber nach einer halben Stunde hatten wir vier Fregatten und mehrere Briggs zu bekämpfen. Jetzt wurde das Gefecht allgemein. Unsere flachen Fahrzeuge, deren wir mehrere bei uns hatten, thaten vortreffliche Dienste, weil sie, vermöge ihrer Bauart, dem feindlichen Feuer wenig Spielraum darboten; plötzlich aber zerschmetterte eine Kanonenkugel unsern Bogsprit, unsere Segel flatterten zerrissen in der Luft, das Boot bekam einen Leck, und wir waren außer Stande, länger an dem Gefechte Antheil zu nehmen. Die uns zunächst segelnde feindliche Brigg eilte im Fluge auf uns zu; Widerstand von unserer Seite wäre vergeblich gewesen, folglich strichen wir die Segel und ergaben uns dem Sieger. Man nöthigte uns, rasch das feindliche Schiff zu besteigen und versenkte unser Boot, nachdem man vorher alle noch brauchbaren Dinge aus demselben geborgen hatte. Während dessen dauerte der Kampf

zwischen den übrigen Schiffen lebhaft fort; die Franzosen schlugen sich sehr gut und manövrirten so geschickt, daß sie sich der Küste immer mehr näherten. Die Engländer erreichten dadurch ihren Zweck nicht so vollkommen, als sie gehofft hatten, und als die Franzosen der Mündung der Gironde nahe waren, gaben die Engländer den Kampf auf und entfernten sich mit den genommenen Fahrzeugen, die in einer Fregatte und mehreren Plattbooten bestanden.

# Achtes Kapitel.

Behandlung auf dem englischen Schiffe. — Strenge Disciplin. — Ankunft in Portsmouth. — Freude der französischen Gefangenen über unsere Erscheinung. — Schreckliche Lage der Gefangenen. — Ich erkranke und werde in das Hospital gebracht. — Zusammentreffen mit einem deutschen Arzte. — Genesung und Eintritt in den englischen Dienst auf Anrathen des Arztes.

Nach dem Ende des Gefechts wurden die sämmtlichen Gefangenen an Bord einer sehr schön gebaueten, englischen Corvette gebracht, und mit Ausnahme der Offiziere, die in einer Cajüte ihr Quartier erhielten, wurden wir alle unter das zweite Verdeck getrieben, wo es so dunkel war, daß keiner den andern erkennen konnte. Hier mußten wir auf den herum

liegenden Fässern, Tauen u. dergl. die Nacht zubringen; da es schon spät war, als wir hier ankamen, so erhielten wir keine Lebensmittel, waren auch zum Glück nicht hungrig; denn während des Gefechts konnte jeder so viel Brot, eingesalzene Fische, Wein und Branntewein nehmen, als er wollte, weil alle diese Vorräthe zu unserer Erquickung und Stärkung auf das Verdeck gebracht wurden. Uebrigens muß ich zur Ehre der Engländer bemerken, daß unsere Verwundete eben so sorgfältig verbunden und verpflegt wurden, wie die englischen, und daß man es ihnen, so weit es für den Augenblick möglich war, an nichts fehlen ließ.

Während dieser jämmerlichen Nacht verwünschte ich mich und mein Schicksal mehr als einmal und nur das tröstete mich einigermaßen, daß ich so viele Unglücksgefährten hatte, die mit mir zu leiden verdammt waren. Nach Anbruch des Tages wurden wir sämmtlich auf das Verdeck gerufen, wo die alten, muthigen Seeleute, jeder mit Pistolen und Säbel bewaffnet, an ihren Posten standen, um, bei dem geringsten Zeichen einer Widersetzlichkeit von unserer Seite, uns zum Gehorsam zu zwingen; wir aber

dachten an keinen Widerstand und verhielten uns ganz ruhig. Wir wurden gezählt und einer unserer Offiziere mußte eine Liste unserer Namen aufnehmen, worauf die Hälfte der sämmtlichen Gefangenen an einige andere Schiffe vertheilt wurde; die übrigen, 180 an der Zahl, blieben auf der Corvette, wo wir nun etwas mehr Raum hatten; aber man kann aus dieser Zahl schließen, wie eng zusammengepreßt wir die vorige Nacht zugebracht hatten.

Nun wurden dieselben Mundportionen an uns ausgetheilt, wie sie die englischen Seeleute erhielten; sie bestanden in Rum, trocknem Schiffszwieback, eingesalzenen Fisch und trockenen Gemüsen. Der Schiffskoch hatte Befehl, auch für uns zu kochen, und da wir während unserer letzten Dienstzeit schon einigermaßen an das Seeleben gewöhnt worden waren, so fanden wir uns ziemlich leicht in unsere neue Lage, besonders da wir von den englischen Seeleuten ziemlich freundlich behandelt wurden, was uns um so mehr erfreute, da die Seeleute doch in der Regel nicht zu dem feinsten Menschenschlage gehören.

Die Schiffe, auf welche die Gefangenen gebracht worden waren, begaben sich mit den genommenen

französischen Fahrzeugen, die sie am Schlepptau hatten, geradenwegs nach England, und schon nach wenig Tagen liefen wir in den Hafen von Portsmouth ein, wo wir liegen blieben, um die Befehle von der Regierung über unsere weitere Bestimmung zu erwarten. Auf der Rhede und in dem Hafen war es sehr lebendig und allenthalben herrschte die größte Thätigkeit; denn man war beschäftigt, viele alte Schiffe auszubessern und neue auszurüsten, die, wie man sagte, zu einer Expedition nach Westindien bestimmt waren. Hier hatte ich Gelegenheit, mich nach Belieben auf dem Schiffe umzusehen; denn so lange wir uns in See befanden, durften wir nicht frei herumgehen, und es wurde jedes Mal nur eine kleine Anzahl Gefangener auf das Verdeck an die frische Luft gebracht, doch richtete man es so ein, daß die Reihe ziemlich regelmäßig an jeden kam, damit keiner dieses für unsere Gesundheit so nothwendigen und uns so wohlthätigen Genusses entbehren durfte. Während unserer kurzen Reise waren wir, wie ich schon bemerkte, zwar nicht eben hart behandelt, aber doch streng beobachtet worden, weil die Engländer, so lange wir uns in der Nähe der französischen Küste

befanden, eine Meuterei zu fürchten schienen, jetzt aber ließ man uns mehr Freiheit und wir durften auf dem Schiffe uns umsehen. Ich überzeugte mich nun mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit der englischen Seemacht. Vor allem herrschte die größte Reinlichkeit; schon am Abend nach dem Gefechte, als wir auf der Corvette ankamen, bemerkte man kaum noch die Spuren des Kampfes, das verspritzte Blut war schon abgewaschen, die Kanonen waren gereinigt und alles war wieder an seinen Ort gebracht, nur die zersplitterten, aber doch noch brauchbaren Masten und einige zerrissene Taue, die herumflatterten, aber eben durch neue ersetzt werden sollten, bezeugten, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen war. Was mir besonders gefiel, war, daß bei diesen Arbeiten, die sehr rasch vollzogen wurden, kein Ansehen der Person zu gelten schien; denn alle, Offiziere und Soldaten, wie die Matrosen und der Steuermann, ja selbst der Commandeur, legten gemeinschaftlich Hand an.

Die einmal bestehende Ordnung schien selbst während des Gefechtes nur wenig unterbrochen worden zu sein; so versicherte uns der Schiffskoch, der etwas

deutsch verstand, daß er zwar eine Kanone mit bedient habe, aber ohne deshalb sein Amt zu vernachlässigen; denn seine Kameraden, fügte er hinzu, hätten nach gethaner Arbeit wohl Erquickung und Stärkung nöthig gehabt.

Auf den englischen Schiffen war es nicht Sitte, während des Gefechts Wein und Branntwein zur Erhöhung des Muthes auszutheilen, wahrscheinlich weil man eines solchen Mittels nicht bedurfte; im Gegentheil wurde Trunkenheit bei solchen Gelegenheiten besonders streng bestraft, wovon wir gleich am ersten Tage nach unserer Gefangennehmung ein auffallendes Beispiel erlebten.

Ein Matrose, der am Tage des Gefechtes einige ersparte Rationen Grog (unvermischten Rum bekommen die englischen Seeleute nie) zu sich genommen hatte und dadurch unfähig geworden war, seine Dienstpflicht so zu erfüllen, wie man es von ihm forderte, wurde am andern Morgen vor ein aus 5 Offizieren bestehendes Kriegsgericht gestellt, das ihn zu 50 Hieben verurtheilte, welche Strafe schon eine Stunde nachher, in Gegenwart der sämmtlichen Schiffsmannschaft, vollzogen wurde. Der straffällige Ma-

trose wurde an eine der Lattenthüren, mit welchen die Eingänge des Verdeckes bei stürmischem Wetter verschlossen werden, mit Riemen an Händen und Füßen angeschnallt und so schwebend erhielt er von einem Bootsmanne die ihm zuerkannten Streiche mit einer vierfachen Peitsche aufgezählt, in welcher sich eine zahllose Menge Knoten befanden. Schon bei dem dritten Hiebe floß das Blut herab, allmählig wurde der Rücken ganz zerfleischt, und der arme Matrose schrie während dieser Execution so fürchterlich, daß wir alle das lebhafteste Mitleid mit ihm fühlten. Man hatte uns absichtlich dieses Schauspiel mit ansehen lassen und es wurde uns dabei angekündigt, daß wir für das geringste Vergehen eine ähnliche Strafe zu erwarten hätten. Die an Strafen der Art gar nicht gewöhnten Franzosen konnten ihren Unmuth nicht unterdrücken, sie sprachen von grausamer Barbarei und dergl., was die Engländer zum Glücke nicht verstanden oder doch nicht beachteten; mir, der ich im preußischen Dienste schon ähnliche Executionen erlebt hatte, fiel die Sache weiter nicht auf. Kaum hatte der Matrose seine Strafe erlitten, als der Oberbootsmann mit der an seinem Halse hän-

genden silbernen Pfeife ein Zeichen gab, das von den Unterbootsleuten beantwortet wurde; rasch flog jeder an seinen Posten, die Segel wurden gerichtet, denn während der Strafvollziehung hatte das Schiff ruhig vor dem Winde gelegen, und wie ein Pfeil flogen wir vorwärts; der Bestrafte verschwand unter das Verdeck, wir wurden an unseren Aufenthaltsort zurück gebracht, und alles ging seinen Gang wie vorher, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes hatte ich Zeit genug, einen Blick auf mein vergangenes Leben und auf die mir bevorstehende Zukunft zu werfen; seit langer Zeit erschien mir meine Lage zum ersten Male wieder bedenklich, ich erkannte, daß ich während der letzten Zeit in einer Art Selbstverblendung gelebt hatte, und daß die Strafe für meinen jugendlichen Leichtsinn noch keineswegs abgebüßt war. Seitdem ich mich im französischen Dienste befand, konnte ich mich über mein Schicksal nicht beschweren, meine Vorgesetzten hatten mich geachtet, meine Kameraden hatten mich geliebt und eigentlich hatte ich keine Noth gekannt, jetzt aber zeigten sich denn doch trübe Aussichten; indessen da ich mir über mein Betragen in

der letzten Zeit keine Vorwürfe zu machen hatte, und meine Jugendstreiche doch mehr aus Leichtsinn, als aus Bosheit hervorgegangen waren, so beschloß ich, geduldig zu ertragen, was der Himmel über mich verhängen werde, aber auch mich nach Kräften zu bemühen, mich frei von jedem neuen Vorwurfe zu halten.

Am fünften Tage nach unserer Ankunft kam endlich der Befehl zu unserer Ausschiffung, wir packten also unsere wenigen Habseligkeiten zusammen, stiegen einer nach dem andern die Schiffstreppe hinunter und sprangen in das bereit liegende Boot, das uns nach unserem Bestimmungsorte bringen sollte. Voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, betraten wir den Boden Englands, und als wir alle angelangt waren, führte man uns nach den außerhalb der Stadt liegenden Casernen, die man zur Aufbewahrung der französischen Gefangenen eingerichtet hatte. Als wir uns den Casernen näherten, hörten wir die dort befindlichen Gefangenen schon von weitem laut ausrufen: „Franzosen! Franzosen! Es kommen Franzosen!" und beim Eintritte stürzten uns alle entgegen; denn jeder wollte Neuigkeiten aus dem gemein-

samen Vaterlande wissen, jeder hoffte einen Freund, einen Landsmann unter den neuen Ankömmlingen zu finden, und wirklich wurde dieser Wunsch so manchem erfüllt.

Wie glücklich fühlten sich in diesem Augenblicke alle diejenigen, denen nach langer Entbehrung dieser Genuß zu Theil wurde! Auch andere, die nicht so glücklich waren, freuten sich mit jenen, und nirgends bemerkte man Neid oder Mißgunst, nur wir armen Deutschen waren von diesem Genusse ausgeschlossen; denn wir fanden keine Landsleute, uns schallten keine vaterländischen Töne entgegen, und wenn es auch der Fall gewesen wäre, so konnten wir ihnen doch keine Kunde vom Vaterlande geben; denn dem waren wir ja selbst schon lange fremd geworden.

Bei der umständlichen Erzählung der Siege, die Frankreichs Heere in diesem Jahre in Oesterreich erkämpft hatten, verbreitete sich ein lauter Jubel unter diesen armen Gefangenen, man rief laut: „es lebe die Nation, es lebe der Kaiser!" und alle, so zerlumpt sie auch großentheils waren, blickten stolz auf die vor der Caserne stehenden englischen Schildwachen, als wenn sie sagen wollten: Ihr Engländer werdet un-

seren Sinn doch nicht beugen, wenn ihr uns auch noch so schlecht behandelt, unsere Brüder haben abermals gesiegt, und werden Euch auch noch besiegen, deshalb ertragen wir das schwere Joch, das Ihr uns aufgelegt habt, in Geduld; Ihr haltet uns jetzt freilich hier gefangen, ernährt uns nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh; Ihr zerstört unsere Gesundheit und laßt uns elend dahin schmachten; aber dennoch sind und bleiben wir französische Krieger, so zerlumpt und zerrissen wir auch jetzt aussehen, und durch keine Gewalt werdet Ihr uns zwingen, unter Euren Fahnen zu dienen und einem fremden Herrscher Treue zu schwören.

Die Art, wie man hier mit den Gefangenen verfuhr und sie verpflegte, war nicht nur schlecht, sondern entsetzlich, wir erhielten nichts, als eingesalzene Fische und alten Schiffszwieback, oder aus verdorbenem Mehle gebackenes Brot und dabei mußten wir oft die härtesten Arbeiten verrichten, obgleich viele von uns kaum ihre Blöße bedecken konnten. Ueberdies wurden diese armen Unglücklichen, die wie Schatten in den Gängen der Casernen einherschlichen, nicht selten von den rohen, englischen Milizen grau-

sam gemißhandelt, ohne daß es irgend einem der anwesenden Offiziere, die freilich fast alle junge Menschen waren, die ihre Stellen erkauft hatten, auch nur einfiel, diesen Nichtswürdigkeiten Einhalt zu thun, ja es schien, als wenn sie an der Grausamkeit ihrer Untergebenen und an den Leiden der unglücklichen Franzosen Gefallen fänden. Und welche zahllose Menge von Krankheiten erzeugte diese traurige Lebensweise; überall hörte man husten, die jüngsten kräftigsten Menschen unterlagen Brustübeln eben so wohl, als die ältern, und nur, wenn keine Rettung mehr möglich war, wurden die Kranken in das Hospital gebracht, wo sie übrigens eben nicht viel besser behandelt wurden, als in der Caserne. Wie oft dachte ich in dieser traurigen Zeit an meine bekümmerten Eltern und an das Vaterhaus zurück, wo ich, wenn ich der Bahn der Tugend treu geblieben wäre, glücklich und ruhig hätte leben können, und wenn ich die Opfer, die dem Tode nicht täglich, sondern fast stündlich fielen, betrachtete, da glaubte ich nicht, daß ich diesem Schicksale entgehen und die Caserne lebend verlassen würde.

Nach einigen Monaten überfiel mich wirklich jene fast unheilbare Krankheit, die so viele meiner Un-

glücksgefährten hinweggerafft hatte, und die mit Blutspucken und Brustschmerzen begann. Ich beschloß, mich noch kränker zu stellen, als ich wirklich war: denn nur, wenn ich bei Zeiten in das Hospital gebracht wurde, war Rettung möglich. Am andern Morgen, als die erste Zählung der Gefangenen vorgenommen wurde, was täglich regelmäßig zwei Mal, auch im schlechtesten Wetter, unter freiem Himmel geschah, blieb ich ruhig auf meinem elenden von Ungeziefer wimmelnden Strohsacke liegen, und erwartete unsere Peiniger, die jeden ohne Rücksicht auf seine Gesundheit in den Vorhof trieben, wenn er nur sich fortzuschleppen im Stande war. Bald erschienen einige Soldaten und riefen: „Marsch, Franzose!" welche Aufforderung sie mit einigen Kolbenstößen unterstützten, „stehe auf, Rothjacke, und eile Dich, daß Du vorwärts kömmst!" Ich war zwar krank, aber doch noch nicht ganz entkräftet, und fast hätte mich der Zorn übermannt, aber zum Glücke bedachte ich, daß jede Widersetzlichkeit mein Schicksal verschlimmern würde, und legte mich deshalb auf das Bitten und Flehen, was durch mein bleiches Aussehen unterstützt wurde; dennoch rissen mich diese Unmenschen auf und

warfen mich wieder nieder; als ich unbeweglich liegen blieb, sagte der gegenwärtige Sergeant: „laßt den Hund liegen, er mag hier krepiren.“ Als sie mich verlassen hatten, kroch ich auf meinen Strohsack zurück, und beschloß, meinen Plan auszuführen; denn jetzt konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß ein Arzt erscheinen und mich untersuchen würde. Ich hatte mich nicht getäuscht, schon nach wenigen Minuten trat in Begleitung des Sergeanten ein Arzt herein und fragte: „wo liegt denn das Luder?“ Er näherte sich meinem Lager und zu meinem großen Glücke war mein Blut durch die eben erlittene Mißhandlung, wie durch die innerliche Wuth, die mich beseelte, so in Wallung gerathen, daß mein Puls sehr schnell und unregelmäßig ging, was den Arzt bewog, mich für weit kränker zu halten, als ich wirklich war. Einigen Eindruck schien mein Zustand doch auf ihn zu machen, er wurde etwas freundlicher und sagte: „der Kerl ist krank, bringt ihn in das Hospital.“ Der Sergeant befahl mir, ihm zu folgen, und so verließ ich denn nebst noch einigen Kranken, deren Zahl sich fast täglich vermehrte, endlich die Caserne.

Das Hospital lag nicht fern von unserm zeitherigen Gefängnisse, und wurde eben so streng bewacht, obgleich keiner von allen denen, die sich hier befanden, zu entfliehen im Stande war, und nur die wenigsten es lebend wieder verließen. Man wies mir bei meiner Ankunft ein Bette an, das zwar etwas besser war, als mein elendes Lager in der Caserne; aber an Ungeziefer fehlte es hier eben so wenig als dort, und was ja noch in der Art mangelte, das brachte ich mit.

An demselben Tage noch wurde mir ein Blasenpflaster auf die Brust gelegt, und gegen Abend erhielt ich ungefähr ein halbes Nösel grünen Thee, außerdem wurde mir aber nicht das mindeste gereicht. Das Pflaster wirkte bald heftig, ich konnte die ganze Nacht keine Minute schlafen, und wurde erst am Morgen von diesen heftigen Schmerzen befreit. Zum Glücke waren unsere Wärter ebenfalls gefangene Franzosen, die natürlich ihre kranken Kameraden so gut pflegten, als es nach ihren beschränkten Kräften und bei der Unmenschlichkeit ihrer Vorgesetzten möglich war. Am Morgen erhielt ich eine Portion Thee wie am Abende vorher, aber ebenfalls ohne alle Zugabe, so daß mich ein heftiger Hunger zu quälen anfing.

Um 9 Uhr erschien der visitirende Wundarzt, und fragte im strengen Tone nach meinem Befinden; aus meiner Antwort erklärte er, daß ich kein geborner Franzose war, und da er selbst nur wenig französisch verstand, so erkundigte er sich nach meiner Heimath, in der Hoffnung, sich in einer andern Sprache leichter mit mir verständigen zu können. Als ich ihm sagte, daß ich deutscher Abkunft sei, rief er in deutscher Sprache: „ei, so sind wir ja Landsleute; denn ich bin ein geborner Meklenburger, stehe aber schon lange in englischen Diensten.“ Zufolge dieser Entdeckung schien sich denn doch einige Zuneigung bei ihm einzustellen, er behandelte mich freundlich; aber was die Diät anbetraf, so blieb diese zu meinem Leidwesen wie sie gewesen war, und mein Mittagsmahl bestand in einem Teller voll Fleischbrühe, ohne Gewürz und ohne Kräuter, und in einem kleinen, aber guten Scheibchen weißem Brotes. Diese schmale Kost erzeugte bei andern Patienten, die kränker als ich waren, eine große Entkräftung, die ihr Ende noch schneller herbeiführten, und sie litten fortwährend Hunger; denn bekanntlich mangelt es den an der Auszehrung leidenden Personen, in der Regel keineswegs an Ap-

petit. Bei mir indessen that diese Diät die beste Wirkung; denn schon am zweiten Tage befand ich mich, den Hunger abgerechnet, weit besser, und mehrere Symptome meiner Krankheit verminderten sich zusehend, besonders hatte das spanische Fliegenpflaster die Brustbeklemmung, die mich seit einiger Zeit befallen hatte, fast gänzlich gehoben.

Am andern Tage erschien derselbe Wundarzt, von einem Oberarzte begleitet, an meinem Bette und sagte zu meiner Verwunderung und Freude in deutscher Sprache: „das ist der Landsmann, von welchem ich Ihnen gestern erzählt habe. Ich habe vergessen," fuhr er fort, „Euch zu fragen, aus welcher Gegend Deutschlands Ihr herstammt, Eurer Mundart nach zu schließen, müßt Ihr ein Thüringer oder ein Harzer sein." Ich erwiederte, daß er allerdings richtig geschlossen habe, und erzählte mit Thränen in den Augen meinen beiden Landsleuten alle meine bisherigen Schicksale so aufrichtig, wie ich sie meinen Lesern mitgetheilt habe.

„Unser armes Vaterland," begann hierauf der Oberarzt, „wird jetzt von neuem von den französischen Horden überschwemmt, Preußen ist mit Frankreich

in einen blutigen Krieg verwickelt, und leider schon so gut wie besiegt; denn das preußische Heer ist vernichtet und die Hauptstadt in den Händen der Feinde. Hannover wird also vor der Hand eine französische Provinz bleiben, und an einen Frieden mit England ist gar nicht zu denken. Ihr seht folglich einer sehr traurigen Zukunft entgegen, es werden nur selten Gefangene ausgewechselt, und wenn es geschieht, so wird immer zuerst auf die Nationalfranzosen Rücksicht genommen, und an Euch wird folglich die Reihe spät oder nie kommen. Als Landsmann kann ich Euch keinen bessern Rath geben, als daß ich Euch vorschlage, in irgend einem unserer ausländischen Regimenter Dienste zu nehmen, das ist das einzige Mittel, durch welches Ihr von allen Qualen der Gefangenschaft, die Ihr nach Eurer Genesung wieder zu erwarten habt, frei werden könnt. Ich schlage Euch diesen Ausweg blos vor, und es steht ganz in Eurem Willen, ob Ihr ihn einschlagen wollt oder nicht; denn unser König zwingt keinen Menschen zu seinem Dienste, und kann allenthalben so viel Freiwillige bekommen, als er nur verlangt." Aber der Hunger und die unmenschliche Behandlung, deren die Gefangenen

sich ausgesetzt sehen, sind denn das keine Zwangsmittel? entgegnete ich. „Stille mein Freund," sagte der Oberarzt, „darüber gebührt uns kein Urtheil, wir handeln unserm Befehle gemäß, und wenn uns der zur Härte zwingt, so darf man das nicht uns, sondern der englischen Regierung zur Last legen. Wir müssen unsere Pflicht erfüllen, und thäten gern manchmal mehr; aber wir würden uns nur mancherlei Unannehmlichkeiten dadurch aussetzen, ohne viel Gutes zu stiften; denn wenn wir heute nachsichtig wären, so würde morgen ein englischer Arzt doppelt so streng sein."

Mit diesem Bescheide verließen mich die beiden Aerzte, und ich hatte Zeit genug, mir ihren Vorschlag zu überlegen; denn mein Zustand blieb sich von jetzt an lange Zeit fast ganz gleich, und erst nach sechs Wochen empfand ich deutlich, daß ich gerettet war. Die beiden deutschen Aerzte benahmen sich, so oft sie den Dienst hatten, gegen mich weit gütiger, als gegen die andern Kranken, ohne jedoch ihren Vorschlag von neuem zu wiederholen. Wenn ich daran dachte, daß ich nun bald wieder in die fürchterliche Caserne zurück gebracht, und abermals der grausamen Behandlung

ausgesetzt werden würde, so erstarrte mir das Blut in den Adern; auch hier im Hospitale sah ich fast täglich Beispiele von der Rohheit der Engländer: die Leichname meiner Kameraden wurden nicht etwa zu den Thüren hinausgetragen, sondern man öffnete die Fenster, und warf sie hinab auf die Erde, wo sie auf einen Karren geladen und zu Zwanzig bis Dreißig in ein großes Loch geworfen, und mit Kalk bedeckt wurden. Die wachhabenden Soldaten, die nicht selten betrunken waren, trieben mit diesen Leichnamen oft ihren Scherz, und bedienten sich ihrer zu den rohesten, unsittlichen Späßen, die gar keiner Mittheilung fähig sind. Der Haß gegen die Franzosen ging damals in England so weit, daß niemand über diese Nichtswürdigkeiten Unwillen bezeigte, ja die vorübergehenden Bürger blieben nicht selten stehen, und schienen selbst Vergnügen daran zu finden.

Meine Genesung rückte jetzt rasch vorwärts, schon waren die Tage, die ich noch im Hospitale bleiben sollte, gezählt, und immer näher kam die Stunde der Entscheidung. Kurz vorher kam der deutsche Oberarzt noch einmal an mein Bette, und gab sich die Mühe, mir die Vortheile seines Vorschlags aus ein-

ander zu setzen. „Jetzt ist es die höchste Zeit," sagte er, „nur wenn Ihr Dienste unter unsern Truppen nehmt, seid Ihr wirklich gerettet; denn wenn Ihr in die Caserne zurückkehrt, werdet Ihr ohne Zweifel bald wieder erkranken, und so früher oder später Euren Tod finden, und das für Frankreich, für ein Land, das Euch im Grunde gar nichts angeht. Seid kein Thor und folgt meinem Rathe, ich bin überzeugt, daß Ihr es nicht bereuen werdet, wenn Ihr in unserm Dienste Euch gut betragt, so wird auch später für Euch gesorgt werden; entschließt Euch also und laßt mich nicht umsonst gesprochen haben, ich halte Euch für einen vernünftigen Mann und einen tüchtigen Soldaten, wie sie England jetzt gegen Frankreich wohl brauchen kann, sonst würde ich mir nicht so viel Mühe gegeben haben, um Euch für unsern Dienst zu gewinnen."

Alle diese Gründe schienen mir sehr einleuchtend, und ich war entschlossen, seinen Rath zu befolgen, wollte mich aber doch nicht gleich erklären und versprach, ihm den folgenden Tag meinen Entschluß mitzutheilen. Am andern Morgen erschien mein Landsmann nicht, sondern ein englischer Arzt hatte den

Dienst, ein Mann, der sich durch seine Härte auszeichnete; er erklärte viele Gefangene, die noch weit schwächer als ich waren, für genesen, und ließ sie aus dem Hospitale fortschaffen. Als die Reihe an mich kam und ich behauptete, daß ich noch zu schwach sei, um das Hospital zu verlassen, wurde er zornig, drohte mir mit Schlägen und rief: „fort mit dem Hunde, der will hier nur seiner Faulheit fröhnen und nichts thun, fort mit Ihm.“ Wenn ich nicht gemißhandelt sein wollte, so mußte ich wohl schweigen; aber wie ängstlich sehnte ich mich jetzt nach dem deutschen Arzte, der zum Glücke auch am andern Morgen, kurz vorher, ehe ich aus dem Hospitale entlassen werden sollte, in das Zimmer trat.

„Nun, Landsmann, wie geht's,“ redete er mich an; ich erzählte ihm, daß mich der englische Arzt, der gestern den Dienst gehabt hätte, für gesund erklärt habe, und daß ich heute noch entlassen werden sollte, aber, fügte ich hinzu, ehe ich in das entsetzliche Gefängniß zurückkehre, will ich doch lieber bei den Engländern Dienste nehmen. „Bravo, Landsmann,“ rief der Arzt aus, „das ist das Beste, was Ihr thun könnt; glaubt mir, von den gefangenen Franzosen,

die sich hier befinden, werden nur wenige ihr Vaterland wieder sehen; denn der Krieg scheint seinem Ende noch lange nicht nahe zu sein, und England bietet jetzt seine ganze Macht auf, um die Herrschaft der Franzosen zu vernichten. Unser armes Vaterland leidet dabei am meisten; denn dort nimmt der Krieg fast gar kein Ende, und wie viele unserer Landsleute werden dadurch verarmen und zu Grunde gehen!"

# Neuntes Kapitel.

Vortreffliche Behandlung zufolge meiner Erklärung. — Abmarsch nach dem Fort Cumberland. — Angenehmes Leben daselbst. — Wirklicher Eintritt unter ein Scharfschützen-Bataillon. — Unerwartetes Unglück, das mich bei der Einschiffung nach Portugal betrifft. — Ich werde als Invalide verabschiedet und nach Helgoland eingeschifft.

Sobald ich erklärt hatte, daß ich bereit sei, in englische Dienste zu treten, wurde ich sogleich in ein anderes Hospital gebracht, in welchen sich viele kranke, englische Soldaten befanden. Unmittelbar nach meiner Ankunft führte man mich in eine Stube, wo ich gebadet wurde, so dann erhielt ich ein neues Hemde von ziemlich feiner Leinewand, ein Paar lange wollene Strümpfe, flanellene Beinkleider und einen gro-

ßen Schlafrock von Flanell. Nach dieser Reinigung und Umkleidung fühlte ich mich wie neu geboren; meine alten Kleider wurden sogleich verbrannt, um ihre Bewohner zu vernichten; eine Maaßregel, mit der ich vollkommen zufrieden war, denn nach meiner völligen Genesung hatte ich ja ganz neue Kleider zu erwarten. Man führte mich nun in einen Saal, wo alles von Reinlichkeit glänzte, und wies mir ein Bette an, das aus einem Strohsacke, einer mit Wolle gefüllten Matratze, zwei Betttüchern und einer dicken Frießdecke bestand. Das Bette, wie alle in diesem Hospitale befindlichen Geräthe, bis auf die Nachtgeschirre herab, waren im besten Zustande und wurden beständig sehr rein erhalten: überhaupt bewiesen alle Umstände, daß man sich hier der Kranken ganz anders annahm und wirklich für ihre Genesung sorgte, was in dem Hospitale, das ich verlassen hatte, nicht immer der Fall war.

Bei der zweckmäßigen, sorgfältigen Pflege, die mir hier zu Theil wurde, nahmen meine Kräfte bald wieder zu, und ich bemerkte deutlich, daß man sich Mühe gab, mein Uebel gänzlich zu heben und mich vollkommen herzustellen. Ich erhielt jetzt gute, nahr-

häfte Speisen, es wurde mir später täglich eine Pinte von dem vortrefflichen englischen Porterbier gereicht, und, nach der erhaltenen Erlaubniß des Arztes, durfte ich den an das Hospital stoßenden Garten besuchen, um mich allmählig wieder an die freie Luft zu gewöhnen und mich durch sie zu stärken.

Den deutschen Arzt — dem ich wohl größtentheils meine Gesundheit, ja mein Leben verdankte; denn nur durch seinen Rath und seine Vermittelung hatte ich den Ausweg ergriffen, der mich allein dem Elende und dem Tode entriß — sahe ich zu meinem großen Bedauern nicht wieder, so gern ich auch ihm meinen Dank für seine gütige Vorsorge und meine Zufriedenheit mit meiner jetzigen Lage zu erkennen gegeben hätte.

Endlich war meine Cur vollendet und ich wurde für genesen erklärt, mit welcher Erklärung ich auch vollkommen übereinstimmte; denn ich empfand nicht die geringste Beschwerde mehr, hatte meine frische, blühende Farbe wieder und fühlte in meinem ganzen Körper ein gewisses Wohlbehagen, das sicherste Zeichen der Gesundheit. Man brachte mir jetzt ein flanellenes Jäckchen, leinene Beinkleider, Strümpfe,

Hemden, eine lederne Halsbinde, die einem Hundehalsbande sehr ähnlich sah, und was sonst noch zu einem nothdürftigen Anzuge gehörte. Dann erschien ein Sergeant von der Infanterie, der mich nach dem nahen, dicht am Meere liegenden Fort Cumberland, wo das Depot der ausländischen Truppen war, begleitete. Welchem Regimente ich zugetheilt werden sollte, war noch nicht entschieden; man machte mich also einstweilen mit den hier herrschenden Gesetzen bekannt, wies mir eine Schlafstelle an, und nachdem ich meinen Sold und eine Ration Brot erhalten hatte, konnte ich treiben was ich wollte. Länger als einen Monat dauerte diese Ruhezeit, in welcher mein Hauptgeschäft in Essen, Trinken und Spazierengehen bestand, so daß ich Zeit genug hatte, mit der Umgegend und dem englischen Militärwesen ein wenig bekannt zu werden.

Das Fort Cumberland dient zur Vertheidigung der Erdzunge, auf welcher Portsmouth liegt, und ist sehr fest und gut eingerichtet. Man hat von hieraus eine weite Aussicht auf das Meer, auf die Rhede und den Hafen von Portsmouth, so wie auf den Kanal von Limington, der von der Insel Wight und

dem festen Lande von England gebildet wird. Portsmouth ist einer der schönsten Häfen Englands und wird besonders von den Schiffen, die nach dem atlantischen und nach dem Mittel-Meere segeln, stark besucht. Während meines Aufenthaltes lag nicht allein die Rhede, sondern fast der ganze Kanal von Limington bis Yarmouth und bis zu dem Leuchtthurme von Needle Point hinauf voll Schiffe von allerlei Art, die, dem Gerücht nach, zu einer Expedition nach dem Norden bestimmt waren.

Außer dem Depot der Ausländer lag damals ein Regiment englischer Milizen in dem Fort, wodurch ich Gelegenheit erhielt, mit dem Wesen dieser Truppen etwas bekannter zu werden. Kein Engländer kann zum Dienst unter den Linientruppen gezwungen werden, aber unter der Miliz muß, mit wenigen Ausnahmen, jeder dienen; es galt zu jener Zeit fast für eine Schande, den rothen Rock, die gewöhnliche Kleidung der Linientruppen, zu tragen, und nur Menschen aus den niedrigsten Volksklassen verstanden sich zu freiwilligen Diensten; da man aber in jener Zeit viele Truppen brauchte, so dachte man auf allerlei Kunstgriffe, um die Zahl derselben zu vermehren,

daher quälten und plagten die Offiziere und Unteroffiziere der Miliz-Regimenter ihre Untergebenen auf alle mögliche Art und Weise so lange, bis diese sich bereit erklärten, unter einem Linien-Regimente Dienste zu nehmen. Mancher ließ sich auch durch das ansehnliche Handgeld verführen, das man damals bezahlte, ein kräftiger, wohlgebauter Mann erhielt nämlich 20 bis 70 Carolin; eine Summe, für welche man in Deutschland ein kleines Bauerngütchen kaufen konnte. Ferner wußte man die bei dem englischen Volke so vorherrschende Neigung zum Trunke zu benutzen, Viele verkauften im Rausche ihre Freiheit und erwachten als Soldaten, ohne daß sie recht wußten, wie sie dazu gekommen waren; die Zahl dieser letztern war nicht gering, denn leider findet man die Liebe zum Trunk bei Armen und Reichen, bei Vornehmen und Geringen.

Ich erwarb mir unter meinen neuen Kameraden bald mehrere Freunde, besonders unterhielt ich mich oft mit einigen Schweizern, die ebenfalls früher in französischen Diensten gestanden hatten, aber desertirt waren, und jetzt zu einem in Sicilien stehenden Schweizer-Regimente gehörten. Sie erzählten mir

von den letzten Feldzügen der Franzosen, wobei sie nicht genug beschreiben konnten, wie siegreich die französischen Waffen in Oesterreich und Preußen gewesen wären, und wie bis jetzt keine Macht ihnen hätte widerstehen können.

Das Jahr 1807 lief zu Ende, die Engländer waren von ihrer nordischen Expedition zurückgekehrt und hatten, wie sie sagten, die Dänen für ihren Ungehorsam gezüchtigt; aber ich lag noch immer unthätig im Fort Cumberland, ohne daß etwas über meine Zukunft bestimmt worden war. Das kommende Jahr brachte neue, wichtige Ereignisse in seinem Gefolge; die Franzosen hatten, nach dem Friedensschlusse mit Preußen, unter Murats Anführung, die Pyrenäen überschritten, Napoleon hatte die königliche Familie von Spanien nach Frankreich zu locken gewußt und den König zur Niederlegung der Regierung vermocht, an seine Stelle aber seinen eigenen Bruder Joseph zum Könige von Spanien und Indien ernannt. Die Engländer waren keineswegs gesonnen, diese Regierungsveränderung gleichgültig mit anzusehen, sie rüsteten eine große, mit vielen Transportschiffen versehene Flotte aus, die nach Portugal bestimmt war.

Jetzt endlich wurde auch mein Loos entschied ich wurde dem aus Scharfschützen bestehenden fünfte Bataillon des 60sten Regiments, das aus acht Ba taillons bestand, einverleibt, dem zufolge eingekl det, in Gemeinschaft mit mehreren Andern exercir und als wir gehörig eingeübt waren, erhielten wi Befehl, uns mit einer Menge anderer Rekruten vo verschiedenen Regimentern einzuschiffen, um zu un serm in Portugal stehenden Bataillone zu stoßen. Da zu unserm Transporte bestimmte Schiff lag nicht in Hafen, sondern auf der Rhede, ziemlich weit von de Küste entfernt, und dicht an der Insel Wight, so da wir eine bedeutende Strecke bis an Bord zurückzule gen hatten. Wir waren alle außerordentlich lustig und guter Dinge, und manche meiner Reisegefährten hatten zum Abschiede mehr getrunken, als sie vertra gen konnten, wodurch anfangs die allgemeine Heiter keit noch erhöht, bald aber auch ein Unfall herbeige führt wurde. Unser ziemlich beladenes Boot schwank te nämlich während dieser Fahrt lebhaft hin und her, und einige der Berauschten bemühten sich, dieses Schwanken durch ihre heftigen Bewegungen noch zu vermehren; einer von ihnen stand aufrecht, mit dem

Torniſter auf dem Rücken und dem Gewehre in der Hand, an dem einen Ende des Boots, er beugte ſich plötzlich auf eine Seite, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über Bord in die ziemlich bewegte See. Zufolge ſeiner eigenen Schwere, ſo wie der Laſt ſeines Torniſters und ſeiner Waffen, verſchwand er augenblicklich vor unſern Augen und ſank unter, ohne daß, trotz der Bemühungen der Matroſen, Rettung möglich war. Alle Anweſenden waren über dieſen Unfall erſchrocken und beſtürzt; ſtatt der frühern faſt zu lauten Luſtigkeit herrſchte jetzt tiefes Schweigen unter uns, nur die Matroſen fluchten und geboten uns ſtille zu ſitzen, was ſie jetzt, wo ſich keiner von uns lebhaft zu bewegen wagte, nicht mehr nöthig gehabt hätten.

Dieſen Unfall abgerechnet, erreichten wir das Transportſchiff glücklich, aber hier begann eine neue Unruhe; denn jeder war neugierig auf unſern neuen Aufenthalt, und alle drängten ſich nach der Schiffstreppe; obgleich ich ebenfalls von dem Abſchiedstrunke etwas erhitzt war, ſo hielt ich es doch für beſſer, die Andern vorausgehen zu laſſen und ruhig die Zeit zu erwarten. Endlich hatten faſt Alle das Schiff beſtiegen;

ich ergriff die beiden großen Taue, die als Geländ zum Anhalten dienen, und schon hatte ich die Hälf der Schiffstreppe zurückgelegt, als plötzlich mein Vo dermann, der ziemlich betrunken war, als er ebe den Fuß auf das Verdeck setzen wollte, rücklings hei abstürzte und mich mit solcher Gewalt traf, daß d Taue meinen Händen entglitten und ich in das zu Glück am Schiffe liegende Boot zurückfiel, wodur ich augenblicklich das Bewußtsein verlor.

Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich mich un und fand mich mit einem zerbrochenen Arme im Hos pitale von Portsmouth, ein Krankenwärter saß nebe mir und entfernte sich bei meinem Erwachen sogleich um den Arzt, der den Dienst hatte, herbeizurufen. Dieser erschien, empfahl mir die größte Ruhe und er= kundigte sich, wie ich zu dieser Verletzung gekommen sei. Als ich ihm den Vorgang erzählt hatte, erfuhr ich von meinem Wärter, daß der Soldat, welcher auf mich ge= fallen war, weit besser als ich, nämlich mit einigen unbedeutenden Quetschungen, weggekommen war; ich aber war zum Unglück mit dem Rückgrate auf ein Ru= der gestürzt, mein Oberarm hatte dabei hohl gelegen und war von dem Gewehre meines Kameraden zer=

schmettert worden. Die Erschütterung des Rückgrates hatte eine anhaltende Betäubung bewirkt, aus welcher man mich nur durch Anwendung vieler spirituösen Mittel erweckt hatte. Während dieses bewußtlosen Zustandes hatte man meinen Arm geschient, wovon ich nicht das mindeste bemerkt hatte; jetzt aber empfand ich am ganzen Körper heftige Schmerzen.

Am andern Morgen war meine erste Frage, als der visitirende Arzt bei mir erschien, ob ich wohl völlig wieder hergestellt oder invalid werden würde? „Das läßt sich jetzt noch nicht bestimmen, wir werden natürlich alles, was in unsern Kräften steht, aufbieten, um dem Könige einen brauchbaren Soldaten zu erhalten; aber sicher sind wir deshalb der Heilung noch nicht. Enthaltet Euch vor allem jeder Bewegung und liegt so ruhig, als es Euch nur möglich ist." Da lag ich nun wieder unglücklicher, als ich seit langer Zeit gewesen war, und außer meinen Schmerzen, quälte mich die peinlichste Ungewißheit, ob ich nicht ein Krüppel werden würde. Einige leichte Quetschungen, die ich am Kopfe erhalten hatte, heilten zuerst, dann kam die Reihe an mein geschundenes Rückgrat, das mir viele Schmerzen verursacht hatte;

aber mit dem Arme, es war zum Glück der link
wollte es nicht recht vorwärts gehen, es wurde e
Verband nach dem andern abgenommen, ich muß
die strengste Diät beobachten, so daß ich fast so mag
wieder geworden war, wie die in der Caserne befin
lichen französischen Gefangenen, und immer noch sa
ich mich fern von dem Ziele. Endlich erlaubte mc
mir, das Bette zu verlassen, und man reichte mir z
gleich nahrhaftere Speisen, damit ich wieder zu Krä
ten kommen sollte; ich erholte mich auch wirklich ba
und fühlte mich vollkommen wohl, bis auf meine
zwar ziemlich zugeheilten, aber steifen Arm. D
Knochen waren, wie man mir sagte, schlecht zusan
men geheilt und es hatte sich eine kleine Oeffnung g
bildet, die mir viele Schmerzen verursachte, fortwäl
rend eiterte und trotz aller Mühe der Chirurger
durchaus nicht zuheilen wollte. Es vergingen Tag
und Wochen, ehe sich diese Wunde schloß, und nu
geschahe, was ich längst gefürchtet hatte, man e
klärte mich für dienstunfähig.

Während meines Aufenthaltes in England hatt
ich zu meiner Bewunderung gesehen und gehört, da
kein im Dienste dieser Macht unfähig gewordener Sol

brot zu betteln brauchte, wie man es leider in Deutschland so oft sieht, wo die tapfern Vaterlandsvertheidiger verstümmelt und zerlumpt an der Landstraße sitzen, um die Vorübergehenden um eine milde Gabe anzusprechen. Jeder englische Soldat, der mit der geringsten Pension entlassen wird, erhält täglich einen Schilling (8 Gutegroschen sächsisch), und diesen Gnadengehalt kann er verzehren, wo er will; diejenigen aber, die in Folge einer bedeutenden Verwundung verabschiedet wurden, erhielten zu jener Zeit noch eine ansehnliche Summe als Schmerzgeld. Diese Großmuth schien England zu meinem Unglücke nur auf diejenigen Soldaten auszudehnen, die wirklich für den Staat gekämpft hatten, mir aber sagte man, ich könnte mich noch glücklich preisen, wenn ich nicht wieder in die Caserne, zu den Gefangenen zurückgebracht würde; an eine Pension sei aber gar nicht zu denken. Ich wurde also an ein Reconvalescenten-Depot abgegeben, und von da sollte ich mit dem ersten, nach London segelnden, Schiffe, dorthin abgehen, um von da aus nach Helgoland befördert zu werden, in welcher Gegend beständig englische Kriegsschiffe kreuzten, die zur Aufnahme der Rekruten bestimmt waren, welche

von den geheimen englischen Agenten in Hannover un Norddeutschland angeworben wurden.

Bei dieser Nachricht empfand ich ein aus Freud und Schmerz gemischtes Gefühl; es freute mich, da ich auf diesem Wege mein geliebtes Vaterland wieder sehen sollte, und ich war entschlossen, mich meiner Vater reuig zu Füßen zu werfen, und ihn durch Erzählungen meiner traurigen Schicksale zum Mitlei zu bewegen suchen; dann hoffte ich durch seine Unterstützung mich noch zu einem der menschlichen Gesellschaft nützlichen Menschen bilden zu können. Wenn ich aber meinen steifen Arm ansah, dann standen mir die Thränen im Auge, und ich bedachte, welchen Eindruck ich, der ich das väterliche Haus so gesund und kräftig verlassen hatte, jetzt, wo ich als Krüppel zurückkehrte, auf meine Eltern machen würde. Man tröstete mich zwar, daß ich mit der Zeit den Gebrauch meines Armes vielleicht vollkommen wieder erlangen würde, weil er nicht wirklich durch eine gewöhnliche Steifheit gelähmt war, sondern nur dann, wenn ich ihn bewegte, mir heftige Schmerzen verursachte, was wohl von zurückgebliebener Schwäche herrühren könnte. Ich aber gab diesem wohlgemeinten Trost wenig Glau-

den, und überließ mich ganze Stunden lang den sor-
genvollsten Gedanken über mein zukünftiges Schicksal.

Am 1. Octbr. 1808 erhielt ich Befehl, mich an Bord eines Kutters zu begeben, der nach der Mün-dung der Themse abging. So war ich denn nun eng-lischer Soldat gewesen, ohne die mit diesem Dienste gewöhnlich verbundenen Vortheile genossen zu haben; denn ich hatte nicht einmal das versprochene Handgeld erhalten, weil ich erst nach meiner Ankunft bei dem Regimente zur Fahne schwören sollte, und außer den Kleidungsstücken und dem Ueberreste, des bis jetzt er-haltenen Soldes, nahm ich nichts mit aus England. Ich schied traurig von den Kameraden, die ich hier gefunden hatte, mit denen ich jedoch schon, meiner trüben Stimmung halber, nicht genauer bekannt ge-worden war; alle wünschten mir eine glückliche Reise, und gratulirten mir zur Rückkehr in mein Vaterland. Ich dankte ihnen herzlich, und bestieg mit einigen Unteroffizieren, die zu ihren in London stehenden Re-gimentern abgingen, das für uns bestimmte Fahr-zeug. Die Fahrt war angenehm, wenn gleich der Wind nicht sehr günstig war; meine Reisegefährten genossen das schöne Wetter und die herrliche Aussicht,

die Matrosen sangen ihre englischen Volkslieder, nu ich blickte starr auf die Wellen und wünschte oft, da sie mich verschlingen möchten. Die meiste Zeit bracht ich fern von aller menschlichen Gesellschaft, unter der Verdecke zu, im traurigen Nachdenken über das, wa ich nun beginnen sollte. Trotz alles Nachsinnens konnt ich keinen andern Ausweg finden, als den, der Rück kehr in meine Vaterstadt; was aber dort aus mi werden würde, das wußte ich freilich nicht.

Zu meinen Reisegesellschaftern gehörte unter an dern ein Offizier, der den Verstand verloren hatte weil er sich im Avancement zurückgesetzt glaubte; e sprach viel, aber nichts als tolles Zeug, das uns zwar anfangs unterhielt, später jedoch zum Ekel wurde Bald wollte er mit dem Könige Georg gespeis't und bei dieser Gelegenheit ihm so gefallen haben, daß er ihn zum Obersten ernannt habe, später habe man freilich dem Könige ein Patent mit einem falschen Na men vorgelegt, und dieser habe es unterzeichnet, und so die ihm bestimmte Stelle einem andern verliehen; indessen kümmere ihn das wenig, da er eben jetzt in der Lotterie das große Loos gewonnen habe, weshalb er nach London reise, um sich dort seinen Gewinn aus-

ahlen zu lassen; nun sei ihm freilich die Stelle eines Obersten viel zu gering; denn für sein Geld könnte er nun leicht General-Major werden. Sein eigentliches Ziel war das Tollhaus zu London; aber sein Schicksal wollte, daß er es nicht erreichen sollte. Da er nur wenig helle Augenblicke hatte und zuweilen sehr wild war, so wurde er streng bewacht; aber am Abend des vierten Tages, als wir eben im Begriff waren, vor Harwich vor Anker zu gehen und das ganze Schiffsvolk auf dem Verdecke Beschäftigung hatte, war es ihm gelungen, die Wachsamkeit seiner Aufseher zu täuschen; er sprang auf das Verdeck, und stürzte sich, ohne daß ihn jemand hindern konnte, über Bord in die See. Natürlich bot man sogleich alles auf, um ihn zu retten, auch war man so glücklich seinen Körper bald zu finden; aber als man ihn heraufzog, fand man, daß ihn der Schlag gerührt hatte. Am andern Tage wurde sein Leichnam an das Land gebracht, und dort mit allen militärischen Ehren beerdigt.

Mir wurde es nicht gestattet, den Boden Englands nochmals zu betreten, sondern ich mußte am Bord bleiben; nach einigen Tagen erhielt ich meinen

ehrlichen Abschied, der mir jedoch nur als Freibrief zum Betteln dienen konnte, und wurde dann auf ein Transportschiff gebracht, das im Begriff war, nach der damals von den Engländern besetzten Insel Helgoland, wo sich das Depot der angeworbenen Deutschen befand, abzusegeln.

Ende des ersten Theils.

University of
Connecticut
Libraries